Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenundzwanzigster Jahrgang

Nr. 25 Marburg i. H., den 19. Juni 1913

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Gotteserkenntnis. 4 — Diesseits und Jenseits in der Religion. Schluß — Bei den Schweizern. Von der Religiös-Sozialen Konferenz in Bern. Schluß — Die deutsche Freimaurerei. Zweites Stück — Wehrbeitrag und Kirchenvermögen — Regen — Verschiedenes: Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Gotteserkenntnis

4

Sie werden nimmermehr umkommen, und Niemand wird sie mir aus meiner Hand reißen. Joh. 10, 28.

Es ist eine der freundlichsten Offenbarungen der Naturwissenschaft, daß in dem großen Hause, in dem wir leben, nichts verloren geht. Daß ein großes, allumfassendes Gesetz der Erhaltung durch die Natur hin waltet. So ist denn auch das Allergeringste wie in einer großen stillen Macht geborgen. Es ist, als ob ein über alle Maßen starker und freundlicher Wille die Hände über Dinge und Kräfte hielte und sagte: „Sie sollen nimmermehr umkommen, und Nichts kann sie aus meiner Hand reißen."

So etwas lebt in jedem Vater, wenn er seine Kinder ansieht, — so möchte er sagen können. Aber so kann ja nur Einer sprechen, der Macht hat über alle Dinge. Und es gibt so manche Dinge, die dem Vater die Kinder aus der Hand reißen. Nur eins können sie doch nicht: sie können sie nicht aus seinem Leben reißen, aus dem tiefsten Leben, das wir Liebe nennen. Die gibt nicht nach und gibt nichts auf. Sie kann nicht, selbst wenn sie wollte. Da bricht von innen heraus das wundervolle Gesetz von der Erhaltung, aber durch eine Seele hindurchgegangen . . .

Ist nicht die herrliche, unbeugsame, stumme Energie des Festhaltens und Durchdringens, die im Kreise der Natur wirkt, eine Weissagung der letzten Tiefe?

Wenn das aus dem Weltgrunde kommt, dies treue Halten und Zusichziehen, ist dann nicht in der Tiefe so etwas, wie väterliche Gedanken?

Aber wir würden das doch nicht an der Natur ablesen, wenn nicht in der Seelengeschichte auf Erden eine Tiefe aufgebrochen wäre. Die da hinuntergeschaut und dann aufgeschaut haben, sind davongegangen mit der übergroßen Ahnung, daß die Macht über alle Dinge — Liebe ist, die nimmer aufhört.

* * *

Es ist ein seltsames Gefühl, vor etwas Letztem zu stehen. Dies ist etwas schlechthin Letztes: Gott ist Liebe. Aber die höchsten Firnen sind in dichtem Gewölk. Und wenn der wundervolle Gipfel verhüllt ist durch die Nebel, die von den Wiesen unsrer Schuld und Sorge aufsteigen, dann meinen wir, wir müßten immerdar umkommen und Alles könnte uns aus dieser Macht reißen. Der Zweifel an der ewigen Liebe höret nimmer auf — bis sie selber kommt. V J

Diesseits und Jenseits in der Religion

Vgl. Nr. 20 und 24

3

Wollen wir unsere Stellungnahme zur Frage nach Diesseits und Jenseits in der Religion nicht primär mit Herrn v. Zastrow an der „überlieferten Lehre" orientieren, sondern an der religiösen Bewußtseinsstellung, wie sie für das geschichtliche Christentum charakteristisch ist, so müssen wir also zunächst nach Sinn und Bedeutung des Jenseitsglaubens für das christlich-religiöse Bewußtsein selbst fragen. Wird aber die Frage so gestellt, dann muß die Antwort lauten: Der Jenseitsglaube steht in der christlichen Religiosität in der unmittelbarsten und engsten Verbindung mit dem Grund- und Kernstück dieser Religiosität, mit dem Gottesglauben in seiner spezifisch christlichen Ausgestaltung. Denn die christliche Frömmigkeit im Sinne des Neuen Testaments läßt sich, sofern sie auf einen möglichst kurzen und präzisen Ausdruck gebracht werden soll, begrifflich so formulieren: sie ist das Glaubensverhältnis zu dem lebendigen ewigen Gott, wie er durch Jesus Christus und in Jesus Christus den Menschen die höchste Offenbarung seines Wesens geschenkt hat, und die dementsprechende Ueberzeugung von der Bestimmung der Menschen zur Gemeinschaft ewigen Lebens mit diesem Gott. Diese beiden Momente gehören hier also aufs engste zusammen. Ja auch das ist — genau genommen — noch zu wenig gesagt. Sie gehören nicht bloß „zusammen", sondern sie liegen völlig ineinander. Sie sind — nur nach verschiedenen Seiten gewandt — die Ausstrahlungen ein und derselben religiösen Bewußtseinsstellung. Wenn mit dem Gedanken des lebendigen ewigen Gottes, in dem sich der christliche Gottesglaube ausspricht, Ernst gemacht wird, und wenn zugleich auch der Glaube streng im Sinne des Neuen Testaments, also als Vertrauensverhältnis, gefaßt wird, dann ergibt sich daraus von selbst die Tendenz, auch das Subjekt dieses Glaubensverhältnisses in die Sphäre der Ewigkeit hineinzuziehen, der sein Objekt — Gott — angehört. Christlicher Gottesglaube und Jenseitsglaube (Ewigkeitsglaube) gehören also, um im Bilde zu sprechen, zu einander, wie die zwei Seiten einer Münze oder wie die zwei Dimensionen einer Fläche.

Das ist der „spezifisch christliche Jenseitsglaube", von dem v. Zastrow spricht oder wenigstens sprechen will (Nr. 20, Sp. 463). Der spezifisch christliche Charakter dieses Jenseitsglaubens liegt in dem Verhältnis vollständiger Korrelativität — wechselseitigen Sich-Bedingens — zum Gottesglauben.

Wenn also wirklich, wie v. Zastrow behauptet, die Forschungsergebnisse der neueren Theologie die Grundlage des spezifisch christlichen Jenseitsglaubens „zerstört" haben sollen, dann müssen sie entweder den christlichen Gottesglauben oder jenes Verhältnis restloser Korrelativität aufgelöst, als unmöglich er-

wiesen haben. Von beidem ist mir nichts bekannt. Ja ich kann dieser These überhaupt nur dann einen Sinn abgewinnen, wenn ich zunächst den wichtigsten Ertrag der gesamten neueren theologischen Arbeit wieder rückgängig gemacht denke, die Einsicht nämlich, daß der christliche Glaube im Sinne evangelischen Christentums schlechterdings nicht verstandesmäßige Erkenntnis, sondern ein persönliches Vertrauensverhältnis ist oder doch sein soll, und daß folglich dem Glauben der Charakter der Glaubensüberzeugung streng und sicher gewahrt bleiben muß. Wenn solcher Glaube überhaupt möglich und — als Glaube — berechtigt ist, dann gilt das ebendamit und ebendeshalb auch vom christlichen Jenseitsglauben.

Aber v. Zastrow hat freilich mit jener These garnicht eigentlich den „spezifisch christlichen" Jenseitsglauben im Auge. Nein, er denkt an den Jenseitsglauben der „überlieferten Lehre" — oder vielmehr: er denkt an bestimmte einzelne Vorstellungskomplexe der überlieferten Lehre und ihre naiv-volksmäßige Aneignung. Und doch weiß er selber und betont es sogar sehr nachdrücklich, daß das Ideal „zu werden wie die Kinder" nur auf das Gemütsleben, nicht aber auf das Vorstellungsleben anzuwenden ist (Sp. 461). Aber macht er von dieser Einsicht hinreichenden Gebrauch? Mir scheint, daß er bei den meisten seiner Ausführungen diesen Grundsatz wieder ausschaltet und unberücksichtigt läßt. Denn wenn dieser Grundsatz wirklich zur Anwendung gelangt, dann fallen ja sofort die Einwände, die v. Zastrow gegen den christlichen Jenseitsglauben erhebt, in sich zusammen. Alle diese Einwände beruhen darauf, daß er den Gedanken der christlichen Jenseitshoffnung in die Vorstellungsform des endlosen Weiterlebens faßt und nun gerade diese Vorstellungsform preßt. Aber die Ewigkeit im Sinne des christlichen Glaubens ist garnicht die endlose Zeitdauer, sondern die Erhabenheit über alle Zeit und die Unabhängigkeit von aller Zeit. Wenn der christliche Glaube den lebendigen Gott, von dem er weiß, als ewigen Gott bezeichnet, so will er ihn damit nicht in die Schranken der Zeit hineinziehen, sondern ihn vielmehr gerade bedingungslos und restlos über diese Schranken der Zeit erheben. Er würde ja aber jenes Erstere tun, wenn er die Ewigkeit, die er von Gott aussagt, als endlose Zeitdauer fassen wollte. v. Zastrow sollte sich nicht beklagen, daß wir ihn in der Vorstellungswelt der Kinderstube festhalten wollen (Sp. 466). Gerade umgekehrt: wir muten ihm zu, den naiv-kindlichen Charakter dieser Vorstellungswelt nicht bloß an einzelnen Punkten und nach einzelnen Seiten hin, sondern im ganzen und als ganzen zu erkennen und durch ihn hindurch seinen wesentlichen Gehalt zu erfassen. Und wenn v. Zastrow in dieser Beziehung zu uns Theologen kein Zutrauen hat und meint, wir suchten ihn mit halben und haltlosen Gedanken abzuspeisen, so möge er sich über den Sachverhalt von einem Denker belehren lassen, den auch er kaum zu denjenigen der Kinderstube rechnen wird. Kant, der Begründer des im engeren Sinne so zu nennenden „kritischen" Denkens, beginnt seine kleine Abhandlung über „das Ende aller Dinge" mit folgenden Sätzen: „Es ist ein vornehmlich in der frommen Sprache üblicher Ausdruck, einen sterbenden Menschen sprechen zu lassen, er gehe aus der Zeit in die Ewigkeit. Dieser Ausdruck würde in der Tat nichts sagen, wenn hier unter der Ewigkeit eine ins Unendliche fortgehende Zeit verstanden werden sollte, denn dann käme ja der Mensch nie aus der Zeit heraus, sondern ginge nur immer aus einer in die andere fort. Also muß damit ein Ende aller Zeit bei ununterbrochener Fortdauer des Menschen, diese Dauer aber doch auch als eine mit der Zeit ganz unvergleichbare Größe gemeint sein, von der wir uns freilich keinen (als bloß negativen) Begriff machen können." Kant führt dann des weiteren aus, dieser Gedanke habe zwar etwas Grausenhaftes in sich, aber andrerseits doch auch zugleich etwas Anziehendes, er sei daher im ganzen als „furchtbar erhaben" zu bezeichnen. Ist nun der Gedanke, der einem Kant als „furchtbar erhaben" gilt, für v. Zastrow eine Anschauungsweise der Kinderstube?

Aber v. Zastrow wird einwenden, jener Gedanke sei ja etwas ganz Anderes, als der Jenseitsglaube „unserer Kirche". Ich würde auch diese Behauptung entschieden bestreiten. Aber es kommt ja schließlich nicht auf den Jenseitsglauben „unserer Kirche", sondern auf denjenigen der christlichen Religion an. Und daß dieser seinem eigentlichen Kerngehalt nach sich gerade in jenem Gedanken zusammenfaßt, das ist vorher schon besprochen worden. Was v. Zastrow dagegen vorzubringen sucht, ist nicht stichhaltig. Er will zeigen, daß der christliche Jenseitsglaube sich in drei auf einander folgenden und einander ablösenden Vorstellungsformen als verschiedenen Entwicklungsstufen ausgeprägt habe und sich in eben diesen seinem Wesen nach erschöpfe. Da sich nun alle drei als unhaltbar, ja als willkürlich erwiesen hätten, so sei damit auch der christliche Jenseitsglaube selbst abgetan. Diese drei Stufen sieht v. Zastrow in dem Glauben an den Anbruch des Gottesreiches auf der Erde, in dem Glauben an Auferstehung des Leibes und in dem Glauben an die Unsterblichkeit der Seele (Sp. 460).

Da die Polemik gegen die letztgenannte Vorstellungsform für v. Zastrow die eigentlich entscheidende ist, so will auch ich bei dieser einsetzen. Und da darf ich v. Zastrow zunächst darauf hinweisen, daß ich meiner Meinung in dieser Frage gelegentlich durch die These Ausdruck gegeben habe, der christliche Glaube habe an der Lehre von der Seele als einem „einfachen geistigen Wesen", das als solches unsterblich sei, schlechterdings gar kein Interesse.*) An dieser These halte ich durchaus fest. Ja ich würde diese These lieber noch schärfer zuspitzen. Der christliche Glaube hat in Bezug auf die in dem genannten Sinne verstandene Lehre von der Unsterblichkeit der Seele doch ein Interesse — nämlich er hat ein Interesse gegen sie. Denn wenn die menschliche Seele an und für sich, also ihrem Naturbestande zufolge, unsterblich wäre, d. h. — nach religiösem Sprachgebrauch — Anteil an der Ewigkeit hätte, dann würde damit das religiöse Glaubensverhältnis entwertet. Denn nach der Ueberzeugung des Glaubens ist ja erst und nur dieses Glaubensverhältnis ethisch-religiöser Art imstande, den Menschen, nämlich sein geistig-persönliches Leben, in die Sphäre der Ewigkeit zu erheben. Diese letztere Ueberzeugung ist aber auch völlig unabhängig von jener philosophischen oder pseudophilosophischen Lehre, die der Seele als einem einfachen geistigen Wesen ihrer bloßen Naturbestimmtheit nach Unsterblichkeit zuspricht. Also darin stimme ich v. Zastrow durchaus zu, daß mit dem Wort „Unsterblichkeit der Seele" eine klare Definition des christlichen Jenseitsglaubens nicht gegeben ist. Diese Vorstellung gehört in die Kategorie der noch unklaren und in sich selbst noch widerspruchsvollen Versuche, dem ahnungsmäßigen Bewußtsein dessen Ausdruck zu geben, was erst im christlichen Jenseitsglauben in der Tiefe und unabhängig von aller Mythologie und Spekulation erfaßt wird. Deshalb wird aber der christliche Jenseitsglaube auch durch die schärfste Kritik an dieser Vorstellung gar nicht berührt. Und daß so zu urteilen ist, zeigt gerade die Argumentation, durch die v. Zastrow die entgegengesetzte Auffassung belegen will. Er schreibt zu diesem Zweck: „Was ist aber die Seele? was ist mein Ich, meine Persönlichkeit, wenn ich sie getrennt von meiner leiblichen Existenz denken soll?" Und im engsten Zusammenhang hiermit heißt es sodann bei ihm: „Ist es nicht Selbsttäuschung, zu meinen, man könne an ein Existieren denken, ohne einen Ort dafür notwendig mitzudenken?" (Sp. 461). Ich traute meinen Augen nicht, als ich diese Worte las. Aber sie stehen wirklich da. Und sie sind das einzige Argument, das beigebracht wird, um mit der scholastischen Seelenlehre zugleich den christlichen Jenseitsglauben zum alten Eisen zu werfen. Was bedeutet denn diese Argumentation, was bedeutet sie erkenntniskritisch beurteilt? Sie bedeutet ja glatt und rein den hanebüchensten Materialismus — Materialismus im eigentlichsten, d. h. im erkenntniskritischen Sinne. Bleibt die Anschauungsweise der Kinderstube gerade in der Kritik rechtmäßig und beweiskräftig?

Nicht besser steht es mit v. Zastrows Ausführungen über die beiden anderen Ausdrucksformen des christlichen Jenseitsglaubens. Er bezeichnet sie durch die Begriffe „Anbruch des Gottesreiches auf der Erde" und „Auferstehung des Leibes". Beide Bezeichnungen sind bereits in der Formulierung ungenau,

*) In meiner kleinen Schrift: Monismus und Monotheismus. Zum Streit um die monistische Weltanschauung. Tübingen, Mohr 1911, S. 49.

was immerhin zu monieren ist, wenn sie zum Zweck einer so radikalen Kritik benutzt werden. In der eschatologischen Hoffnung des Urchristentums lassen sich die Begriffe „Anbruch des Gottesreiches" und „auf der Erde" nicht einfach gleichwertig auf eine Linie stellen, noch viel weniger ist der Akzent gerade auf dies letztgenannte Moment zu legen. Nein der Ton liegt durchaus und nur auf jenem anderen Moment, dem Anbruch des Gottesreiches, der Aufrichtung der Gottesherrschaft. Die Frage nach dem „wo?" ist demgegenüber ganz sekundär. Gerade die älteste Schrift, die uns aus dem Urchristentum erhalten ist, der erste Thessalonicher-Brief, bezeugt diesen Sachverhalt in instruktivster Weise. Denn sie spricht sich in der in Frage stehenden Beziehung in einer Art aus, daß die Exegeten bis heute streiten, ob die Aufrichtung des Gottesreiches auf der Erde oder im Himmel oder irgendwo und irgendwie zwischen Himmel und Erde gedacht ist (vgl. 1. Thess. 4, 17).

Und der Ausdruck „Auferstehung des Leibes" müßte durch den andern „Auferstehung der Toten" oder „Auferstehung von den Toten" ersetzt werden. Die Frage nach dem „wie?" dieser Auferstehung — der Teilnahme am ewigen Leben — ist wieder ganz sekundär. Ja eine der gleichfalls ältesten Schriften des Urchristentums, der erste Korinther-Brief, schärft gerade nachdrücklichst ein, daß Fleisch und Blut — d. h. also die empirische Leiblichkeit — das Himmelreich nicht ererben kann. Allerdings bildet Paulus dann die für uns sinnwidrige Vorstellung eines geistigen (pneumatischen) Leibes. Aber nach 2. Kor. 5, 1 wird dieser Geistesleib außerdem als bereits im Himmel vorhanden gedacht, so daß als der religiös allein entscheidende Ueberzeugungskern sich deutlich genug der schlechthin überempirische Charakter der „jenseitigen" Existenzweise ergibt.

Bei dieser Gelegenheit mag auch gleich darauf hingewiesen sein, daß Paulus allerdings die Begründung des christlichen Auferstehungsglaubens in dem Wort zusammenfaßt: „Ist Christus nicht auferstanden, so ist euer Glaube eitel", — daß er aber neben dies Wort mit gleichem Nachdruck das andere stellt: „Ist die Auferstehung der Toten nichts, so ist auch Christus nicht auferstanden." Beide Gedanken — oder besser: beide Ueberzeugungen — bedingen sich eben gegenseitig. Der Glaube, daß Christus nicht im Tode geblieben, sondern in die Gemeinschaft ewigen Lebens mit Gott eingegangen ist, begründet die christliche Jenseitshoffnung, aber dieser Glaube hat seinerseits die Ueberzeugung der christlichen Jenseitshoffnung zur Voraussetzung, die Ueberzeugung also, daß wahre Gemeinschaft mit Gott auch in die Gemeinschaft seines ewigen Lebens führt.

Der christliche Jenseitsglaube ist also Ewigkeitsglaube. Die Ewigkeit aber, um die es sich dabei handelt, ist so wenig eine Ewigkeit des zeitlichen wie eine Ewigkeit des räumlichen Daseins, sie steht vielmehr kraft ihres Ewigkeitscharakters über Raum und Zeit, über allem raum-zeitlichen Dasein und über aller raumzeitlichen Existenzweise. Das „Jenseits" des christlichen Jenseitsglaubens ist demgemäß letztlich ein „Jenseits" im Verhältnis zu den Bedingungen und Schranken des raum-zeitlichen Daseins, der empirisch-naturhaften Wirklichkeit. Es behauptet kraft der Ueberzeugung des Glaubens die Existenz einer überempirischen Wirklichkeit, zu der in Beziehung zu treten, ja an der teilzugewinnen die Bestimmung des Menschen sei. Daß eben dies im letzten Grunde die wenn auch noch so verhüllte Urtendenz aller Religion ist, behauptet die von mir aufgestellte, von Herrn v. Zastrow bestrittene These. Für die ganze Breite des religiösen Lebens diese These durchzuführen, ist hier nicht möglich. Da v. Zastrow selbst direkt nur von der christlichen Religion spricht, durfte auch ich mich auf diese beschränken. In ihr erst wird jene Tendenz in ihrer letzten Tiefe erfaßt, indem sie primär an der ethischen Forderung orientiert wird, ohne freilich einfach und restlos in dieser aufzugehen.

4

Aber nun beruft sich v. Zastrow für seine Position auf meine eigene Stellungnahme: „Wobbermin nennt den richtig verstandenen Jenseitsbegriff eine qualitative Größe, die er der bisher als raum-zeitlich verstandenen gegenüberstellt." Dies Urteil ist ganz zutreffend, soweit es meine eigene Auffassung

charakterisieren soll. Dagegen kann ich die Gegenüberstellung gegen die „frühere" Auffassung in dieser Form nicht billigen. Die frühere Auffassung kurzweg eine raum-zeitliche zu nennen, ist unzulässig. Sobald man die eigentümliche Schwierigkeit erwägt, die darin liegt, daß die menschliche Ausdrucksweise für die Charakteristik der über Raum und Zeit erhabenen, überempirischen Wirklichkeit doch wieder an die Ausdrucksmittel des empirischen, also raum-zeitlichen Daseins gebunden ist, wird man im Urteil vorsichtiger sein müssen und nicht so grob zufahren dürfen. Selbst ein Kant gebraucht für die Bezeichnung der überzeitlichen Wirklichkeit den Begriff des „Dauerns", also einen an der zeitlichen Existenzweise orientierten Begriff. Die religiöse Sprache hat im Allgemeinen die hier vorliegende Schwierigkeit dadurch zu überwinden oder wenigstens zu paralysieren versucht, daß sie in der Charakteristik der überempirischen Wirklichkeit entweder das räumliche oder aber das zeitliche Moment auszuschalten suchte. Beide gleichzeitig auszuschalten widerstreitet ihrem Interesse konkreter Anschaulichkeit. Sehr instruktiv ist z. B. der Ausdruck Luthers, den auch v. Zastrow anführt, ohne allerdings seine Bedeutung zureichend zu würdigen: „göttlich leben, hier zeitlich und dort ewiglich." Das göttliche Leben ist das ewige Leben. Daß dies seiner Art nach nicht selbst wieder zeitlich ist, also auch nicht Endlosigkeit der Zeitdauer bedeutet, das kommt mit unmißverständlicher Deutlichkeit durch die angefügte Disjunktion zum Ausdruck, sofern sich ja das Zeitliche in dem einen Gliede dieser Gegenüberstellung erschöpfen soll. Aber nun wird der im Zeitschema nicht zu fassende Unterschied der beiden Existenzweisen durch das räumliche Schema gekennzeichnet: hier — dort. Und doch ist natürlich das räumliche Schema erst recht nicht zu reichend, wenn bereits das zeitliche als unzulänglich erkannt ist. Deshalb kann aber auch das räumliche Schema hier nur den Zweck haben, die Unterscheidung der Existenzweisen selbst konkret durchzuführen. v. Zastrow fährt dann in der Charakteristik meiner Auffassung fort: „Das Jenseits ist ihm nicht mehr das Leben nach dem Tode, sondern die jenseits der materiellen, konkreten Alltags- oder Sinnenwelt gelegene höhere Welt der geistig-sittlichen Werte, kurz die Welt der Ideale!" Hier mengt v. Zastrow Richtiges und Unrichtiges derart durcheinander, daß eine genauere Analyse nötig ist. „Das Jenseits ist ihm nicht mehr das Leben nach dem Tode" —: das ist in dieser Allgemeinheit schief und irreführend. Richtig ist, daß mir das Jenseits nicht einfach das Leben nach dem Tode im Sinne einer zeitlichen, nämlich einer zeitlich-endlosen Fortführung des Lebens ist, daß ich es vielmehr im Sinne des vorher besprochenen christlichen Ewigkeitsglaubens fasse. So ist mir in dieser Beziehung der Ausspruch des vierten Evangeliums maßgebend: „Wer mein Wort hört und glaubt dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben und kommt nicht in das Gericht, sondern er ist vom Tode zum Leben hindurchgedrungen" (Joh. 5, 24). Demgemäß kann ich dann v. Zastrow in bezug auf die Formulierung der zweiten Hälfte des vorher zitierten Satzes zustimmen — bis auf den am Schluß gebrauchten Ausdruck. Hier am Schluß wird nämlich die „jenseits der materiellen, konkreten Alltags- oder Sinnenwelt gelegene höhere Welt der geistig-sittlichen Werte" kurz als „die Welt der Ideale" bezeichnet; aber dieser kurze Ausdruck ist nicht die objektive Zusammenfassung meiner Betrachtung. Zur Not könnte ich etwa sagen: „Welt der Ideen", obgleich ich auch diesen Ausdruck als mißverständlich absichtlich zu vermeiden pflege. Für das heutige empiristisch orientierte Denken bedeutet der Begriff „Ideen" leicht etwas bloß Subjektives. Für mich bedeutet dagegen die Welt der Jenseitigkeit volle Wirklichkeit, Realität im strengen Sinne, ja sie bedeutet für mich nicht nur überhaupt irgendwelche Wirklichkeit, sondern gerade die letzte, höchste und eigentlichste Wirklichkeit, die Urrealität, die Realität absoluter Art und absoluten Wertes. Insofern hat v. Zastrow ganz recht, wenn er mich als „Metaphysiker" bezeichnet. Nur daß die von mir vertretene Metaphysik bewußterweise eine „Metaphysik des Glaubens" ist, d. h. eine solche, die rein aus dem Glauben als Glauben erwächst, die daher auch ausschließlich als Glaubensüberzeugung gelten will und zur verstandesmäßigen Erkenntnis erst nachträglich in Beziehung gesetzt werden kann, allerdings auch gesetzt werden

soll. Und ebendeshalb ist diese Metaphysik gemäß dem ethischen Charakter des christlichen Glaubens, der nicht kampflose Zuversicht ist, sondern auch in seiner Vollkommenheit noch ein Ringen und Kämpfen mit den bloß natürlichen und naturhaften Lebenstendenzen bleibt, grundsätzlich und primär ethisch orientiert, ohne doch restlos im Ethischen aufzugehen.

Aber in einer anderen Beziehung muß ich doch v. Zastrow nochmals zustimmen. Ich hatte an der Stelle, bei der er mit seinen Ausführungen einsetzt, gesagt, der Begriff einer Religion der Diesseitigkeit sei die ausgewachsenste contradictio in adjecto.*) v. Zastrow hat den von mir hier gebrauchten Superlativ stillschweigend durch den Positiv (eine „ausgewachsene“) ersetzt. Er hat recht daran getan. Denn es ist noch eine Steigerung des inneren Widerspruchs möglich. Eine solche Steigerung bedeutet nämlich — der Begriff der Diesseitsewigkeit, auf den v. Zastrow schließlich hinauskommt und durch den er seine Gesamtauffassung einheitlich zusammenzufassen sucht (Sp. 466). Erst in diesem Begriff haben wir in der Tat die nicht mehr zu überbietende Steigerung einer in sich selbst widerspruchsvollen Betrachtungsweise. Wenn der Begriff der Ewigkeit — jedenfalls im Sinne der Religion — die Ueberwindung wie der ganzen raum-zeitlichen empirischen Existenzweise, so speziell auch ihrer Zeitlichkeit bedeutet, dann gibt es nichts Sinnwidrigeres, als nun eben diese Ewigkeit wieder in den Schranken des raum-zeitlichen Daseins festhalten zu wollen. Und dies Letztere bezweckt und bedeutet ausgesprochenerweise v. Zastrows Begriff der Diesseitsewigkeit.

Aber könnte sich denn v. Zastrow hier nicht auf Schleiermachers berühmtes Wort berufen: „Mitten in der Endlichkeit eins werden mit dem Unendlichen und ewig sein in einem Augenblick, das ist die Unsterblichkeit der Religion“? Nein, rechtmäßig wenigstens könnte er es nicht und darf er es nicht. Denn bei Schleiermacher fehlt gerade das, was für die Position v. Zastrows entscheidend ist, die absichtliche Beschränkung der Ewigkeit auf die Sphäre des Zeitlichen, die Negierung einer überzeitlichen Wirklichkeit.

Indes — eine solche Negierung lehnt ja schließlich auch v. Zastrow ausdrücklich ab. Er will die „hohe Warte“ stehen lassen, von der seit Menschengedenken die Weitsichtigen unter den Menschen, Dichter und Denker, ihr Auge in die Ferne schweifen lassen, das Land des Jenseits zu erspähen, das ihre Seele sucht (Sp. 463). Ist es zufällig, daß v. Zastrows Sprache unwillkürlich religiöse Färbung und religiösen Schwung erhält, wo er von dieser Sehnsucht spricht? Gewiß nicht. Es ist vielmehr darin begründet, daß gerade diese Sehnsucht aus der Tiefe des religiösen Lebens stammt und daher auch ihrerseits in diese Tiefe führt. Deshalb kann aber auch diese Ueberzeugung, sobald sie bewußt in den Zusammenhang des religiösen Lebens gestellt wird, nicht blos eine „hohe Warte“, anders gesprochen: nicht bloß ein Grenzbegriff von ausschließlich kritischer Bedeutung bleiben, nein sie muß konstitutive Bedeutung für die Religion selbst gewinnen und zum Angelpunkt des religiösen Lebens werden. Diesem in der inneren Logik der Sache begründeten Zwang wird sich auch v. Zastrow auf die Dauer nicht entziehen können.

Ist es aber so, dann kann auch das Motiv seiner Polemik gegen den christlichen Jenseitsglauben nur das sein, das auch hinter dem vorher zitierten Wort Schleiermachers liegt, d. h. das Motiv, den christlichen Ewigkeitsglauben gegen Verflachung und Veräußerlichung zu schützen. Schleiermacher klagt aufs bitterste über die Art, wie die meisten Menschen die Unsterblichkeit nehmen; ihre Sehnsucht danach sei ganz irreligiös und dem Geist der Religion gerade zuwider. Und er knüpft daran die Mahnung, die Unsterblichkeit dürfe kein Wunsch sein, wenn sie nicht erst eine Aufgabe gewesen sei. In dieser Richtung liegt, wie kaum zweifelhaft sein kann, auch die eigentliche Tendenz der Polemik v. Zastrows gegen den mißverstandenen Jenseitsglauben. Diesem letztlich entscheidenden Grundmotiv seiner Position stimme ich nun aber wieder in vollem Ernst und ganz vorbehaltlos zu, ja ich freue mich aufrichtig über die Kraft und Energie, mit der er es zur Geltung zu bringen sucht.

Georg Wobbermin

*) Vgl. meine schon genannte Schrift: Monismus und Monotheismus, S. 123.

Bei den Schweizern

Von der Religiös-Sozialen Konferenz in Bern 4. 5. Mai

Vgl. 1912, 37 und 38. 1913, 3. 7. 10. 14

2

Die Verhandlungen des zweiten Tages im Casinosaale standen unter der Leitung von Pfarrer Theodor Schmidt in Bern, der die Wärme und Universalität der Herrnhuter Art aufs glücklichste mit der Energie der schweizer religiös-sozialen Grundgesinnung verbindet. Er selbst eröffnete mit Professor Chamorel aus Lausanne die Besprechung über „das Erwachen des sozialen Gewissens in der Kirche.“ Die Versammlung stand wohl zum großen Teil schon unter dem Eindruck des soeben erst erschienenen Buches von Lic. J. Matthieu in Zürich „Das Christentum und die soziale Krise der Gegenwart“, das aus der Ueberzeugung heraus geschrieben ist, daß wir am Vorabend großer Erschütterungen stehen.*) Auch Schmidt erwähnte das Buch am Beginn seiner Ausführungen; es wird vermutlich in der nächsten Zeit noch manches Mal Anlaß zur Aussprache geben. Jetzt kam es nur darauf an, die großen Linien hervortreten zu lassen, die uns das Recht geben von einem wirklichen Wachwerden der Kirchen, und zwar der evangelischen, zu reden. Bemerkenswerter Weise hat der große Edinburger Weltmissionskongreß auch für die soziale Besinnung Bedeutung bekommen. Wo nur heutzutage mit den christlichen Gedanken Ernst gemacht wird, bricht das soziale Element wie von selbst hervor. Und die studentische Jugend hat hier erfreulicher Weise die Führung genommen. Es entstand bald nach dem Kongreß eine Konferenz „für Mission — und soziale Probleme“. Diese Zusammenstellung ist sehr bezeichnend. Wenn über Themata verhandelt wird, wie „Christus und die Not der Menschheit“, so ergeben sich die großen sozialen Probleme von selber. Und das Erfreuliche daran ist, daß man nicht händeringend über die Not klagt, sondern von vornherein betont: die Schwierigkeiten liegen in uns! Unsre tiefste Not ist unser need of God!

Lloyd George, der energische englische Finanzminister, der an die Kirchen die Forderung gerichtet hat, das soziale Gewissen der Gesellschaft zu werden, und die Tätigkeit der Christian Social Union, nicht zum wenigsten der vortreffliche Walter Rauschenbusch und sein anregendes Wirken fanden wohlverdiente Erwähnung. Christianizing the social order! ist drüben eine kräftige Losung geworden. Eine wachsende Zahl von Pfarrern beteiligt sich in Nordamerika an der Gewerkschaftsarbeit. Man hat angefangen, den Sonntag vor dem 1. Mai als den „Sonntag der Arbeit“ zu feiern. Es werden in den Kirchen scharfe Resolutionen gegen die Haltung der Kapitalisten gefaßt, und zwar in Freikirchen, die dabei nicht Unbedeutendes riskieren. „Das Christentum fängt an, christlich zu werden.“ Hie und da macht sich die soziale Wachsamkeit deutlich spürbar, so wenn in New York auf Grund kirchlicher Forderungen gewisse Statistiken sorgfältiger gearbeitet werden und die Baugesetzgebung unter schärfere Kontrolle kommt. Beschämend ist dabei für den Deutschen das Zurückbleiben der lutherischen Kirchen in Nordamerika. Luthertum und Individualismus!

Daß bei dem Blick auf Deutschland Wichern, Stoecker, Naumann erwähnt wurden, ergab sich von selbst. Die Haltung der Eisenacher Kirchenkonferenz zur Alkoholfrage, die Verständnislosigkeit der Gemeinschaftskreise für soziale Fragen, die Ablehnung jeder sozialen Diskussion in den Christlichen Vereinen junger Männer wurde gestreift. Dann wandte sich die Umschau dem Evangelisch-Sozialen Kongreß zu. Bei aller Anerkennung seiner Arbeit wird seine Tätigkeit zur Zeit nicht als durchschlagend begeisternd und anpackend empfunden, — jetzt, wo die soziale Krisis in der Luft liegt und frische Begeisterung fordert. Bei der Kirchlich-Sozialen Konferenz ist davon zuweilen etwas mehr zu spüren gewesen, aber sie ist zu einseitig bestimmt durch die völlig ablehnende Haltung gegenüber der Sozialdemokratie. In der Schweiz erschließen sich auch die sogenannten „positiven“ Kreise mehr und mehr dem sozialen Gedanken. Des unlängst verstorbenen Professors Fritz Barth wurde dabei

*) Basel, Helbing und Lichtenhahn 1913. 187 S. 3,50 Mk.

dankbar gedacht. Daß der „positive" Kirchenvorstand in Basel das Münster für die Friedensdemonstration des Sozialistenkongresses zur Verfügung gestellt hat, wird als Zeichen wachsender Unbefangenheit begrüßt. „Laien" treten auf und verlangen von der Kirche, daß sie vom Evangelium zeuge und nicht aus Rücksicht auf ängstliche oder reiche Mitglieder die Schuld verschweige, die sie mit verschuldet hat. Vor allem sind es aber die Frauen, die mit wachsendem Verständnis dem Sozialismus gegenüberstehen.

Es fragt sich gegenüber dem allen: Ist es ein Erwachen des sozialen Gewissens durch die Kirche oder nur in der Kirche? Das wird nicht leicht zu sagen sein. Jedenfalls bestätigt das Erwachen des Gewissens, daß ein tiefer Schlaf vorausging. Und vielfach schläft die Kirche noch heute weiter, trotz mancher energischer Weckversuche. Manche haben es überhaupt aufgegeben, das soziale Gewissen der Kirchen je ganz wach zu bekommen. Vielleicht erwacht noch eher der religiöse Sinn im Sozialismus? Matthieu hat in seinem Buche auf verheißungsvolle Zeichen dafür hingewiesen. Freilich messen wohl — so meinte Schmidt — manche religiös-sozialen Freunde Kirche und Sozialdemokratie mit ungleichem Maß, unterstreichen in der Sozialdemokratie alles Gute, in der Kirche alles Rückständige. Wir dürfen nicht vergessen, daß Gott die Meisten von uns als mitten im kirchlichen Leben stehende Menschen erweckt hat. Verdient haben wir Kirchenleute es nicht; aber Gott gibt uns nicht auf; deshalb gab er uns dies Erwachen in der Kirche.

Nachdem Professor Chamorel lebendig und maßvoll über dasselbe Thema gesprochen, unter anderem auch die Frage, was denn das Gewissen der Kirche eigentlich sei, behandelt hatte; nachdem Liechtenhan-Basel an Kierkegaards hundertsten Geburtstag und seine innere Bedeutung für die Kirchen erinnert, Jaeger-Freiburg i. B. auf die besondere Lage in Deutschland hingewiesen und Pfarrer Sublet die Notwendigkeit einer neuen Theokratie, deren Seele der soziale Gedanke ist, betont hatte, ergriff Professor Ragaz-Zürich das Wort zu bemerkenswerten Ausführungen. Mit ihm meldete sich wieder, ohne daß man es im Augenblick bedachte, der große Beunruhiger Kierkegaard — oder war es der, der auch den Dänen beunruhigt hat?

Er sprach seinen ernsten Zweifel aus, ob die Kirchen recht erwachen werden. Wenn sie wirklich wach würden, so werde er sich von Herzen freuen. Aber die Hoffnung ist sehr gering. Es war das Wort vom zweierlei Maß gegenüber Kirche und Sozialdemokratie gefallen. Aber erstens: die Kirche hat viel Zeit gehabt, zu zeigen, was sie kann. Darum muß der Maßstab bei ihr etwas anders sein. Und zweitens: die Kirche muß auch nach ihrem Anspruch gemessen werden. Sie macht den Anspruch, das Reich Gottes zu vertreten oder gar darzustellen. Ihr ganzes Wesen ist auf diesen Schein eingerichtet. Die Sozialdemokratie behauptet niemals so große Dinge. Man wird gerichtet nach seinen eigenen Ansprüchen. Die Sozialdemokratie ist noch immer in den Augen der Kirchenleute die Zöllnerin und Sünderin. Wenn wir sie also mit anderem Maß messen, so berufen wir uns auf das Evangelium. Wenn man die Sozialdemokratie religiös würdigt, muß man auf den großen Glauben, auf die große Hoffnung und Begeisterung sehen und damit die Kirche konfrontieren mit ihrer Feigheit, Glaubenslosigkeit und Zaghaftigkeit. Es ist selbstverständlich, daß wir unterscheiden müssen zwischen Christentum und Kirche. Daß in unsrer Christenheit religiöse Kräfte sind, ist ganz sicher. Allein ob die Kirchen dieses Leben geweckt haben, das ist die Frage. Sie sind zugestandenermaßen sehr wenig am Erwachen, und es hat lange gedauert. Man könnte sagen, es wird künftig anders werden. Aber man denke sich aus, was werden würde, wenn diese unsre Gedanken in die kirchlichen Organisationen und Synoden hineingetragen würden! Hätte man auf der Zürcher Synode über den Generalstreik des vorigen Jahres reden können?

Ueber zahme Projekte läßt man in der Kirche reden. Aber es handelt sich um ganz große Gegensätze, die ganz und garnicht zahm sind. Wenn die Sozialdemokraten in die Kirche kommen, so stellen sie die Frage der Gesellschaftsordnung und der Sittlichkeit. Es ist nicht abzusehen, wie das dann gehen soll mit den Kirchen, wie sie nun einmal ihrer ganzen Art nach sind.

Es ist viel gesprochen worden von Schaffung neuer Organisationen für Sozialreform. Wir haben sie ja! Die Sozialdemokratie hat sie geschaffen. Wozu noch daneben besondere kirchliche Organisationen? Die Kirche arbeitet am besten, wenn sie in die Weltarbeit eingeht.*) Die kirchliche Mitarbeit an der Sozialreform bleibt immer kleinlich gegenüber dem, was die Sozialdemokratie in großem Stile tut.

Wenn wir mit unsern Gedanken in die Kirchen hineinkommen, wird es starke religiöse Differenzen geben, die verhängnisvoll werden müssen, weil die Menschen religiös nicht weit genug gesinnt sind. Es müssen wohl neue Formen religiöser Gemeinschaft kommen, aber sie müßten aus einem neuen Geiste erwachsen. Vielleicht sind die brotherhoods (Bruderschaften) auf angelsächsischem Boden ein Ansatz dazu. Aber die sind außerhalb der Kirche gewachsen.

Allein die Hauptsache ist dies: Wir bedürfen vor allem eines neuen Lebens aus Gott. Eben weil es sich um riesige Kämpfe handelt, wo man mit dem Leben eintreten muß. Für diese Kämpfe bedürfen wir ganz großer Kräfte, einer großen Gottesnähe, Ströme, die ganz große Gewalt aus der Tiefe bekommen. Das Leben, das dann kommt, wird sich zeigen in einer außerordentlichen Wahrhaftigkeit, die täglichen Wirklichkeiten zu erfassen und in einer Kampfesstellung gegen die Welt. Aber sind für solche Dinge unsere heutigen Kirchen zu haben? Wir haben in letzter Zeit auch darin Erfahrungen gemacht. Gott geht nun wohl einen anderen Weg. Er hat mit den Kirchen unendliche Geduld gehabt. Nun nimmt er andre Leute. Wenn wir die Kirchen sehen in ihrer Weltgebundenheit, mit ihren tausend Rücksichten, ist da irgend eine Hoffnung, daß Gott diese Werkzeuge benutzen kann, wenn andre da sind? Man kann und soll alles anerkennen, was die Kirche Großes getan hat. Aber ob das Kirchentum nicht verschwinden muß, damit das wahre Leben hervorbrechen kann? Von diesem Gedanken aus reden wir „Radikalen". Von hier aus wollen wir verstanden sein.

In der großen Menschenbewegung tritt uns Gott entgegen, der noch ganz andre Gedanken hat, als die Sozialdemokratie. Nun gilt es, dem Gott nachgehen. Es kommt uns auf dies Allertiefste an. Wenn wir das Tiefste nicht hätten, so kämen morgen Leute, die Gott tiefer verständen. Wir möchten lauschen auf das, was der ganze Gott spricht, nicht bloß der soziale Gott. Es ist ganz sicher: die Welt ist eine so schwere, widerstrebende Masse, daß man nur auf Grund der allergrößten Gedanken darauf kommen kann, sie soll eine civitas Dei werden. Es handelt sich nicht nur um ein Erwachen, sondern um einen neuen Himmel und eine neue Erde: ein immer besseres Gottesverständnis, eine größere Gottesnähe, — und eine neue Erde, eine Welt, in der Gerechtigkeit wohnt. Erwacht das neue Leben in der Kirche, so freuen wir uns herzlich. Aber wir müssen darauf gefaßt sein, daß Gott andre Wege hat und geht!

Pfarrer von Greyerz erhob sich alsbald zu einer Erwiderung. Wenn wir den Gott, von dem Ragaz redet, zu einem Erlebnis machen wollen, so müssen wir des Lebendigen Wort hochhalten. Wir dürfen nicht vergessen, daß wir in den Kirchen die Möglichkeit und Gelegenheit haben, den Menschen Lebensdeutung zu geben und über den tiefsten Sinn des Lebens zu sprechen. Jesus hat geredet, hat Worte gegeben, und die Kirche wäre feige, wenn sie diese Aufgabe ließe. Der Versuch der Kirche, Wahrheit zu pflegen, darf nicht betrachtet werden als etwas, das man ja weitertreiben könne, aber es werde nicht viel dabei herauskommen. Die Kirche muß nur tiefer werden. Wir müssen immer wieder Menschen haben, die uns durch das Wort Lebenswahrheit verkündigen. Ja sogar Menschen, die dafür angestellt sind, das gewissenhaft zu besorgen. Die Kirche muß sich dafür wehren. Gibt es eine Spaltung, gut, wir sind nicht verpflichtet, sie zu provozieren.

Schädelin trat dagegen wieder auf die Seite der Ostschweizer, der „Radikalen". Was haben wir Leute in der Kirche

*) Das war bekanntlich auch Richard Rothes Kirchenideal.

dieser ungeheuren Kraft der Sozialdemokratie, die das Land aufgepflügt hat, an Tatsachen gegenüberzustellen? Es ist bitter, daß wir uns von den Sozialdemokraten sagen lassen müssen: Jetzt, da wir eine Macht geworden sind, kommt ihr endlich auch! Wenn sie geringschätzig von unserm sozialen Christentum sprechen, so ist das wohl zu verstehen, denn sie haben recht damit! Es ist ganz klar, daß es sich zuletzt um eine einzige Sache handelt: daß wir einen neuen, starken Geist bekommen. Sicherlich ist viel Falsches und Verkehrtes in der Sozialdemokratie. So müssen wir dem Reineres und Größeres gegenüberstellen. Daß die Sozialdemokratie mit hineingehört in das Reich Gottes, dabei bleiben wir.

Sublet erinnerte daran, daß die Kirchen, um die es sich handelt, in ihrer heutigen Art noch nicht so lange bestehen, wie Ragaz meint. Im übrigen liegt der Einigungspunkt im Ziel. Wir wollen, daß auf der Erde ein Reich der sozialen Gerechtigkeit entsteht. Worüber wir streiten, ist la façon d'arriver au but! — Gegenüber den Einwendungen von Pfarrer von Greyerz betonte Ragaz, daß er in der Betonung des lebendigen Wortes grundsätzlich mit ihm einverstanden sei. Aber: zwar nicht die Kirche, sondern das Kirchentum hat das Wort entwertet und zur Farce gemacht. Daher kommt die Sehnsucht, das Wort auf eine neue Weise zu sagen. — Auch Professor Chamorel machte auf die Bedeutung der Botschaft aufmerksam, die es trotz allem in der Welt auszurichten gilt. Vous êtes hypnotisés par la foule! — rief er den radikalen Freunden zu.

Der Vorsitzende, Theodor Schmidt, hob in seinem Schlußwort hervor, daß die Differenz der beiden zu Worte gekommenen Richtungen im Kirchenbegriff zu liegen scheine. Ragaz denke mehr an die Kirchen, wie sie in den Synoden zum Ausdruck kommen. Uns ist Kirche der ganze kirchliche Umkreis, aus dem wir ja alle herstammen. Wir stehen vor der Tatsache, daß Gott uns in die alten Kirchen gestellt hat und nicht in die Sozialdemokratie. Wir dürfen nicht geringschätzig reden von der bürgerlichen Menschheit, in der wir stehen. Es war von dem großen Glauben der Sozialdemokratie die Rede. Es gehört kein geringerer Glaube dazu, in der Kirche zu bleiben und darin zu arbeiten. Wir glauben an ein Erwachen der Kirchen, weil wir an den Lebendigen glauben.

3

Die Nachmittagsverhandlungen galten der Frage des Krieges: „Christentum und Militarismus." So interessant für den Reichsdeutschen die Behandlung dieses Themas von Schweizern und unter Schweizern war, wir dürfen hier doch von ausführlichem Eingehen auf Referate und Debatten absehen. Daß übrigens bei allem selbstverständlichen Fehlen jeglicher Kriegsbegeisterung unter den Schweizern doch auch mancherlei Differenzen im Einzelnen bestehen, bewies nicht nur die Tatsache, daß das Thema überhaupt auf die Tagesordnung gesetzt wurde, sondern auch die sehr lebhafte Diskussion. Es gibt auch in der Schweiz neben liebenswürdigen Idealisten, die ihre Gedanken über den Krieg mit dem Lineal der ungebrochenen Theorie ziehen, ernsthafte Realpolitiker, die es wissen, daß in der Wirklichkeit immer holperige Diagonalen herauskommen und darum ihr Urteil sorgfältig für den Einzelfall vorbehalten. Bemerkenswert war es, daß ein junger Arzt, so viel man erfahren konnte, Offizier des schweizer Heeres, der mit im Balkankriege gewesen war und von den unvergeßlichen Schreckensbildern des Kriegs sprach, dennoch auch vom „Segen des Krieges" sprechen konnte auf Grund der Eindrücke von dem Heroismus, den die furchtbare Kriegsnot aus einfachen, rauhen Menschen herauszuholen vermochte. Manchmal hätte man wünschen mögen, daß in der Debatte der Unterschied von Militär und Militarismus schärfer festgehalten würde, und wenn die Bergpredigt gestreift wurde, lag zuweilen die Erinnerung nahe, daß die Weisungen Jesu sich an Menschen richten, die eine lebendige Seele haben, nicht an Staaten, die nun einmal keine haben.*) Aber das Ganze war doch auch hier ein Bild ehrlichen, tüchtigen Ringens mit dem brutalen und irrationalen Völkerrätsel des Krieges, von dem man zuletzt nur Eins ganz klar weiß: er sollte nicht sein! Soweit sind wir aber im Deutschen Reiche noch lange nicht. Noch gibt es bei uns Kirchenleute genug, die nicht nur für die Notwendigkeit eines bestimmten, „individuellen" Krieges eintreten; das kann auch der entschlossenste Friedensfreund, sondern die den Krieg als solchen gut heißen . . .

An die Berner Verständigungskonferenz zwischen Deutschland und Frankreich, die inzwischen am Pfingstsonntage stattfand, wurde eine freundliche Begrüßungsresolution beschlossen.

In den freundlichen Räumen des Frauenheims, einer Verkörperung des wohltuendsten sozialen Helferwillens, fanden sich die Gesinnungsgenossen noch zu einem einfachen geselligen Austausch zusammen. Dann reisten wir alle dem Pfingstfest entgegen.

4

Wenn man sich als Mitglied des Evangelisch-Sozialen Kongresses unter den trefflichen Männern und Frauen in Bern von Herzen wohlfühlte, mochte man garnicht daran denken, daß gereizte Worte hüben und drüben gefallen waren. Ich weiß nicht, wie man als Evangelisch-Sozialer etwas Anderes hätte empfinden können als eine große Freude an dem großen, freudigen Ernste dieser Männer und Frauen. Wer in aller Welt soll denn zusammengehören, wenn nicht wir? Was Jesus bei Markus am Schluß des dritten Kapitels über Familienzusammengehörigkeit sagt, gilt hier doch ganz gewiß. Wir wollen auf beiden Seiten wahrhaftig Gottes sozialen Willen erkennen und tun.

Freilich wir wollen uns auch hüten, die Meinungsverschiedenheiten, die nun einmal da sind, zu verdecken mit dem bekannten wohlfeilen Kleister: „wir sind ja alle einig!" Im Tiefsten zusammengehören heißt noch lange nicht in Allem einig sein. Aber solche Differenzen, wie sie sich in letzter Zeit zwischen Reichsdeutschen und Schweizern gezeigt haben, sind doch zu nichts Anderm da, als daß sie fruchtbar gemacht werden! Wie fruchtbar war auch dieser verhältnismäßig kleine Kreis in Bern! Man macht sich ein ganz falsches Bild von den Schweizern, wenn man sie sich denkt als eine einmütige congregatio Ragazorum sive Kutterorum. Den „radikalen" Ostschweizern stehen die bei aller Lebhaftigkeit des Naturells doch gemäßigteren „Welschen" gegenüber, und zwar innerhalb derselben religiös-sozialen Gesinnungsgemeinschaft. Diese Tatsache allein sollte den stirnrunzelnden Gräbenziehern nördlich und südlich vom Rhein zu denken geben. Die Welschen denken garnicht daran, Ragaz und seinen nächsten Freunden in Allem Gefolgschaft zu leisten. Den Schweizern sitzt das Kantonswesen im Blute. Jeder charaktervolle Schweizer ist ein Kanton für sich, aber sie wissen doch, daß sie im Bund zusammengehören. Sie sind stolz darauf, drei Rassen, die sich sonst befehden würden, friedlich im Bunde zusammenzuhalten, und doch bewahrt jeder seine Eigenart. Weder Kutter, noch Ragaz, noch v. Greyerz, noch Matthieu, noch Liechtenhan oder Theodor Schmidt kann ohne Weiteres „die" Meinung der Religiös-Sozialen zum Ausdruck bringen. Aber sie wurzeln alle in einem großen Erlebnis: sie haben Gott an der Arbeit gesehen — im Sozialismus.*)

Die Stellung zum Sozialismus, die Sozialdemokratie als religiöses Erlebnis, — das ist der Punkt, wo die Entscheidungen einsetzen. Was die Verständigung so erschwert, das ist die Verschiedenheit der einzelnen Typen der Sozialdemokratie, an denen Erlebnis und Urteil entsteht. Der Norddeutsche hat seine Unentwegten, Haßerfüllten vor Augen, der Süddeutsche seine undogmatischen, verständigen Revisionisten, der Schweizer seine noch viel verständigeren, regierungsfähigen Vertreter der einen großen Bewegung. Jeder, der da Stellung zu nehmen hat, muß eine Unmenge von Material, von konkreten Erlebnissen, Eindrücken und Tatsachen verarbeiten. Ein religiöses Verständnis der Sozialdemokratie zu gewinnen ist eine sittliche Aufgabe ersten Ranges, die Manchem fast unüberwindliche Schwie-

*) Der Hauptreferent, Redakteur Lauterburg, trug dem Rechnung, indem er dem Kriege gegenüber die Formel aussprach: „Ich kann nicht — aber ein Volk muß vielleicht!"

*) Vgl. die Sammlung von Predigten religiös-sozialer Pfarrer der Schweiz: Wir zeugen vom lebendigen Gott. Herausgegeben von J. Eugster. Jena, Diederichs 1912. (Vgl. 1912, 39, 940.)

rigkeiten stellt, Andern als ungeheuerliche Zumutung erscheint. Daß es die Schweizer darin am leichtesten haben — ganz leicht auch nicht — das kann man wohl sagen. Aber ob einer die Radioaktivität leichter oder schwerer zu entdecken hatte, die Tatsache dieser wunderbaren Eigenschaft bleibt doch, was sie ist. War es den Schweizern leichter als uns, Gott in der Sozialdemokratie zu erleben als den Gott, der da will, daß allen Menschen geholfen werde, so wird auch an der Tatsache selbst nichts geändert. Bei uns sollen vielleicht nur um so größere sittliche Kräfte aufgeboten werden. Aber daß Männer wie Kutter und Ragaz in dieses große Gewissenserlebnis hineingestoßen sind und daß sie der ratlosen, hilflosen, händeringenden Christenheit „einen köstlicheren Weg“ gezeigt haben als das Weherufen über das Wachsen der Flut und die ängstlichen Polizei- und Verwaltungsmittel, — das sollten wir als eine Erlösung von auf die Dauer unerträglichem Drucke dankbar erkennen. Es geht nicht, die Sozialdemokratie als „eine rein wirtschaftliche Bewegung“ anzusehen und uns dabei zu beruhigen. Wenn kein Haar von unserm Haupte fällt ohne Gottes Willen, so bricht auch diese mächtige Bewegung nicht von ungefähr in das abendländische Christentum herein. Hat ein evangelischer Christ den Mut, eine Bewegung, die so viel Hilfe in die Reihen der Mühseligen und Beladenen gebracht hat und die schwere Staatsmaschine zu immer weiteren Hilfswerken — wahrlich wider ihren Willen! — treibt, als den Antichrist anzusehen? Das könnten wir ja nur, wenn die Organisation der Christenheit umfassender, großartiger in ihrer Hilfe wäre! Gott und Hilfe, das können wir nun einmal nicht mehr auseinander denken, wie das ja auch in dem Symbol der Himmelfahrt ausgedrückt ist, daß diese Hilfe in den Gottesgedanken aufgenommen werden soll. Wenn aber die Sozialdemokratie nicht der Antichrist sein kann, könnte dann nicht Christus mit der Geißel darin sein? Aber eben doch Christus, der die Tische der Wechsler umstößt und uns das am liebsten vergessene Stück seiner Botschaft wieder sagen muß: Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon!

Immer klarer und unausweichlicher wird uns die Frage gestellt: woher soll die Erneuerung in unsre Kirchen kommen? Gewiß von Gott. Aber Gott hat Quellen, Schleusen und Werkzeuge. Daß es mit unserm Kirchenwesen immer so weiter gehen dürfte, können doch nur sehr behagliche Gemüter meinen und wünschen. Woher also soll das Erneuernde kommen? Aus erleuchteten Monarchieen, wohlwollenden Ministerien und Konsistorien, aus Bank- und Geschäftskreisen, aus dem breiten Bürgerstande, aus Universitätskreisen, aus Pastoralkonferenzen und Lehrerversammlungen? Ich sehe keine andre Möglichkeit, als daß der Saft von unten her aus den Wurzeln in den Stamm hinaufsteigt, daß das Heil von einer großen radikalen, d. h. von unten nach oben drängenden Bewegung kommt.

Im Alten Testament steht eine merkwürdige Parallele zu unsrer Frage. Das Volk lag im Elend in Babel und wartete auf die Erlösung. Sie kam auch, aber total anders, als man sie sich gedacht hatte. Nicht durch einen Davidssproß, sondern durch einen, der nicht nach dem Gott Israels fragte, durch einen heidnischen Eroberer, Koresch-Cyrus. Man kann es noch heute im 45. Kapitel des Jesaiabuches nachlesen, wie das allen frommen, israelitisch-kirchlichen Erwartungen ins Gesicht schlug. Wie der anonyme Prophet seinen Volksgenossen gegenüber keinen leichten Stand hatte mit dieser Ketzerei, daß in einer „heidnischen“ Bewegung das Heil komme, daß ein Mann, der Gott nicht kannte, der Messias, der Auserwählte sei. Das klang wie Gotteslästerung. Und doch kam es so: Cyrus befreite die Gefangenen.

Daß in einer materialistisch sich geberdenden, kirchen- und zumeist auch christentumsfeindlichen Bewegung, wie es die empirische Sozialdemokratie ist, das Heil für die in der Welt gefangene Christenheit kommen könne, das klingt kirchlichen Ohren grade so unglaublich, wie einst israelitischen Ohren, daß nicht ein Davidssproß, sondern der heidnische Perserkönig sie befreien solle. Aber daß der große Lenker aller Dinge sich keine Vorschriften machen und sich nicht darein reden läßt, das steht

Jesaia 45, 9 ff. sehr deutlich und auch für uns Christen des zwanzigsten Jahrhunderts noch ersprießlich zu lesen. Denn „die Wirklichkeit richtet sich nicht nach uns, sondern wir müssen uns nach der Wirklichkeit richten.“

Wer will dieses Thema mit raschem Wort erschöpfen? Es wird uns noch Jahrzehnte hindurch in Atem erhalten. Aber scheiden soll es uns wahrlich nicht, Schweizer und Reichsdeutsche, die das Evangelium im Gewissen tragen, sondern zusammenführen. Sollen wir Verständigungskonferenzen anregen? Ich meine, das haben wir nicht nötig. Läßt es sich ohne feierliche Gesichter gelegentlich machen, um so besser. Aber nur keine Ueberhebung, hüben und drüben! Ueber „Enthusiasmus“ und „jugendliche Begeisterung“ darf von evangelisch-sozialer Seite nicht von oben herab geredet werden. Das Christentum ist als Enthusiasmus in die Welt getreten. Enthusiasmus hängt aber zusammen mit ἐν Θεῷ εἶναι, in Gott sein. Möchten wir recht viel solchen „Enthusiasmus“ im Evangelisch-Sozialen Kongreß, in den deutschen Kirchen haben! Niemand kann ja, wie Paulus sagt (1. Kor. 12, 3), Jesum einen Herrn heißen, ohne durch den heiligen Geist, d. h. ohne heilige Begeisterung. In der Pfingstnummer der „Hilfe“ las man am Schlusse eines Artikels über eine große musikalische Aufführung den sehr bemerkenswerten Satz: „[Er] hat gezeigt, daß die Schwierigkeiten dennoch zu überwinden sind, freilich — ohne Begeisterung wäre es unmöglich gewesen.“ Wir sollten uns wahrhaftig freuen, wenn in dieser rechnenden Welt irgendwo Begeisterung ist für so hohe Ziele!

Und die Schweizer sollen nicht ungeduldig mit uns werden. In Zürich ging einst auch die Reformation leichter von statten als bei uns. Wenn der Magistrat gewonnen war, so war schon der Hauptschlag gewonnen. Was für Berge von Schwierigkeiten gab es dagegen im Reiche zu überwinden! So ähnlich liegt es doch heute bei der großen sozialen Reform. Aber unsre Schwierigkeiten sind wahrlich auch nicht zum Ausruhen da, und wenn uns von den Alpen her kräftige Gedanken herüberwehen — sie sollen herzlich willkommen sein, von wem sie auch kommen.

„Laßt nicht Streit unter uns sein, denn wir sind ja Brüder.“ Wenn man als Evangelisch-Sozialer unter den Religiös-Sozialen in Bern saß und daran dachte, wie die Meinungen in der deutschen evangelischen Christenheit geteilt sind, wem von beiden der Vorzug gebühre, so drängte sich immer wieder das Wort Goethes auf, mit dem er den Streit zu schlichten suchte, wer der bedeutendere sei, Schiller oder Goethe: die Deutschen sollten froh sein, daß sie zwei solcher Kerle haben.

So sollten wir es auch halten. Paul Jaeger

Die deutsche Freimaurerei

5

Nach dem historischen Gesamteindruck, den ich habe gewinnen können, sind die deutschen Bauhütten so hoch entwickelte, exklusive Künstlergenossenschaften gewesen, daß aus ihnen ein Uebergang in eine symbolische Freimaurerei durch Aufnahme von Nicht-Fachgenossen als ausgeschlossen erscheinen muß. Sint, ut sunt, aut non sint*) galt auch von ihnen.**) Sie haben eine große Macht, eigene Gerichtsbarkeit und dergleichen gehabt; die Straß-

*) Sie sollen sein, wie sie sind, oder überhaupt nicht sein.

**) Ludwig Keller hat in seinem Werk „Die Reformation und die älteren Reformparteien“ Leipzig, Hirzel 1886 nachgewiesen, wie die Bauhütten das Kaisertum Ludwigs gegen Rom pekuniär getragen haben und immer ein Schutz waren für die von der Kirche Verfolgten, insbesondere die „altevangelischen“ Gemeinden. In jener Zeit (1314—1347) ist auch der Anschluß von Nicht-Steinmetzen als „Liebhaber des Handwerks“ aufgekommen. Aber diese „Liebhaber“ waren nicht Patrone und Protektoren wie in England, sondern nur Schutzbefohlene der Toleranz übenden Bauhütte. Auch in der Reformationszeit haben die „Liebhaber“ nicht den Geist der Loge bestimmt. Man kann darum Kellers Forschungsresultate, die von der protestantischen Kritik unverdientermaßen sehr geringschätzig, ja fast gehässig beurteilt worden sind, voll verwerten, wie hier geschehen, ohne seinen letzten Folgerungen zuzustimmen. Der einzigartige heuristische Wert von Kellers Studien wird leider noch viel zu sehr verkannt.

burger Hütte war Vorort, und keine andere kontinentale wagte ihr auf die Dauer zu trotzen, so sehr sie selber Kaiser und Reichstag seiner Zeit zu trotzen sich nicht gescheut hat. Der Niedergang der deutschen Kultur: das Sinken der bürgerlichen Freiheit, mit der Reformation die weitgehende Einstellung des Kirchenbaus, der dreißigjährige Krieg haben dann den Niedergang auch des Bauhüttenwesens herbeigeführt, sodaß sie bald eine fast verschollene Größe sind.

Anders ging es in England. Es gelang dort den Bauhütten niemals, das Ansehen zu erringen, das die Bauhütten des Kontinents hatten. Das geistige Gut, das „Erlebnis der Arbeit," war internationales Gemeingut der Bauhütten, also auch der Englands geworden. Aber das Gefäß dort war unansehnlicher. Die englischen Steinmetzen haben sich von dem einfachen Werkmaurertum, das nicht den freien, sondern nur den rohen Stein (rough stone) bearbeitet, nicht emanzipieren können. Ja zum Teil mußten sie mit den Zimmerleuten in einer Gilde leben. In London muß der Magistrat im Jahre*) 1356, d. i. zu einer Zeit, wo in Deutschland die Bauhütte eine wichtige Stütze des Kaiserthrones war, die Organisation einer Bauhütte erst erzwingen, um Lohntarife durchzusetzen. Auch blieben in England die Bauhütten den andern Gilden nähergestellt, insofern zu ihrem Glück, als die Edikte Königs Eduard VI. 1545/47 welche alle religiösen und ähnliche Bruderschaften untersagten, auf sie nicht angewandt wurden, weil man sie wirklich zu den Gilden rechnete.

Durch diese Lage verbot sich für die freemasons in England jedes exklusive Wesen; im Gegenteil zeigt sich schon früh das Bedürfnis, durch Aufnahme von Protektoren und Gönnern das Ansehen der Bruderschaft zu heben. Damit war jener Uebergang in eine Verbindung von Werkmaurern und symbolischen Maurern, d. i. nicht fachmännischen Mitgliedern der Gilde angebahnt, und bald nach 1717 drängt dann die symbolische Freimaurerei die ursprünglichen Werkmaurer ganz in den Hintergrund. Gleichwohl blieb diese historische Beziehung als historischer Ballast gleichsam eine Garantie der weiteren Entwicklung: der englische Freimaurer hat sich nie allzutief in die Fragen nach Ideengehalt 2c. der Freimaurerei eingelassen, sondern hat auf vorgebahnten Wegen in der Uebung des symbolischen Rituals, in der Pflege edler Geselligkeit und in einer grandiosen Wohltätigkeit immer seine Hauptbetätigung gesucht.

Anders in Deutschland. Zum Verständnis der Geschichte der symbolischen Freimaurerei in Deutschland kann nicht genug hervorgehoben werden, daß zwar ihr geistiges Gut in den deutschen Dombauhütten vornehmlich erarbeitet worden ist, daß sie also geistesgeschichtlich hier ihre Wurzel hat, daß sie aber historisch ohne jede Fühlung mit ihnen entstanden ist. Die symbolische Freimaurerei kam von England zu uns; für jede deutsche Loge im achtzehnten Jahrhundert läßt sich die direkte oder indirekte Beziehung zur englischen Großloge nachweisen: selbst das ursprünglich schwedische System der Großen Landesloge von Deutschland hat sie zur Voraussetzung.**) Wohl mag später, worüber historisch noch völliges Dunkel herrscht, die symbolische Loge den Rest der Dombauhütten aufgesogen haben, aber der ganze habitus bleibt durch die englische Herkunft geprägt.

Die weitere Entwicklung unseres Freimaurerwesens war nun freilich eine echt deutsche. Gerade weil jener historische „Ballast" uns fehlte, fehlte auch jede Vorbereitung der Entwicklungsbahnen: sie konnte in Deutschland alles oder nichts, höchste Lebenskunst und jämmerlichstes Obskurantentum werden; und ist zunächst Beides geworden. Wie einesteils die besten Männer, aufgeklärte Fürsten, ein Adel, der im besten Sinne mit dem Volke, und nicht nur von dem Volke leben wollte, Denker und Dichter sich der Freimaurerei anschlossen, — der denkwürdigste Tag bleibt wohl der 14. Juni 1738, wo in heimlicher Nacht der spätere Friedrich der Große in Braunschweig aufgenommen wurde — so haben anderseits Alchymisten, Spiritisten, Industrieritter die Sache überlaufen, und die Leichtgläubigkeit, mit welcher die besten Männer sich von der sogenannten „strikten Observanz"

*) Begemann, Vorgeschichte und Anfänge 2c. Bd. I S. 78 ff.
**) C. N. Starcke, Frimureriet. Kopenhagen 1911. S. 90—97.

und selbst von Betrügern wie Cagliostro und St. Germain am Narrenseile führen ließen, bleibt bis heute fast ein Rätsel. Es fehlte der Bewegung eben jede geschichtliche Zucht: das wurde auf der einen Seite ihre tötliche Krise, auf der andern gab es ihr die köstliche Entwicklungsfreiheit, wie sie das tiefgründige Wesen deutschen Forschergeistes zur Enthüllung ihres Kernes bedurfte. Daß die Krisen und Skandale sie nicht umgebracht, die Freiheit sie nicht in ganz anderes, nicht mehr identisches Wesen umgewandelt hat, bestätigt am besten ihre Echtheit. Auch Goethe und Fichte haben aus ihr nichts gemacht, sondern nur sie sich selber verstehen gelehrt.

Unsere Klassiker sind zumeist in den dunkelsten Zeiten der „strikten Observanz" Mitglieder der Logen geworden, und es fehlt darum bei ihnen auch nicht an bittren Worten über Charlatanerien und Donquichotterien bis zum völligen Erkalten ihres Interesses (Lessing, Claudius). Aber wie Religion und Kirche noch nicht dasselbe sind, so nicht Loge und Freimaurerei. Ideal und Leben und — insbesondere wo das Ideal in das Leben eingeht, wo es beginnt historisch zu werden — Ideal und Entwicklung mögen weit auseinanderklaffen. Die Freimaurerei selber hat immer größte Verehrung der Klassiker genossen. Herder, der erste und wirkungsreichste Freimaurer unter den Klassikern,*) Lessing, dessen „Gespräche" bekannt sind, Bürger, dessen „Lied vom braven Mann" eine „Logenzeichnung" war, Lenz, der Vater der „Freimaurerdichtung", Boie, Miller, Johann Heinrich Voß, die beiden Stolberg, Schillers Protektor v. Dalberg, Schiller selber, der in Rudolstadt aufgenommen wurde, Koerner, sein Freund, Matthias Claudius, von dem wir schöne Tafellieder haben, Goethe, der sein Leben lang der Loge die Treue hielt, der auch den 76 jährigen Wieland und seinen eigenen Sohn der Loge zuführte, Mozart, Haydn, Fichte, der in Rudolstadt aufgenommen wurde und die bekannten Briefe über Freimaurerei schrieb, später infolge eines rein persönlichen Streites mit Feßler sich der Loge entzog, Blücher, Scharnhorst, Hardenberg u. A. bleiben nun einmal die Edelzeugen der „Königlichen Kunst" in der der klassischen Zeit. (Daß in den Logen noch andere Namen — Freiherr von Knigge, Feßler, Schroeder, von Zinnendorf — auszuzeichnen sind, steht hier nicht zur Erörterung). Wer in alten Logengeschichten und Archiven blättert, den rührt tief die spürbare Verinnerlichung des Logenwesens in Preußens Unglücksjahren. Man findet hier keine Dokumente der Buße eines Volkes und ahnt einen Geist, der den Befreiungskampf führen wird und muß.

(Fortsetzung folgt)

Wehrbeitrag und Kirchenvermögen

Es ist eigentlich erstaunlich, mit welcher Ruhe die Militärvorlage in weitesten Kreisen der Bevölkerung aufgenommen wird. Schon heute ist zu sehen, daß nur die sozialdemokratischen Abgeordneten dagegen stimmen werden; unter dem Zwang der allgemeinen Stimmung sind auch die beim ersten Bekanntwerden der Vorlage in einigen bürgerlichen Blättern laut werdenden Gegengründe und Bedenken verstummt.

Auch gegen den einmaligen „Wehrbeitrag" regt sich kaum noch ein Widerspruch. 1000 Millionen werden — das steht heute gleichfalls schon fest — durch eine einmalige Abgabe vom Vermögen und von den größeren Einkommen aufgebracht werden. Unter allen Umständen eine gewaltige Leistung, an der auch der entschiedenste Pazifist seine Freude haben wird.

Diese patriotische Opferwilligkeit hat nun auch einen Vorschlag gezeitigt, der die Kirchen angeht und deshalb kurz erwogen werden soll, obgleich an seine Durchführung wohl von keiner Seite ernstlich gedacht wird. Die Sozialdemokraten haben allerdings einen in derselben Richtung gehenden Antrag in der Budgetkommission des Reichstags eingebracht. Er ist hier inzwischen beraten worden, hat aber keine praktische Folge gezeitigt. Es ist nämlich vorgeschlagen, zu der einmaligen Abgabe vom Vermögen auch das Kirchenvermögen heranzuziehen. Man kann

*) Vergl. Kellers inhaltsreiche Arbeit in den Vorträgen der Comeniusgesellschaft, 12. Jahrg. 1. Stück. Berlin, Weidmann 1904.

sich das auf zweierlei Weise denken, entweder so, daß das Reichsgesetz den kirchlichen Vermögensträgern eine solche Abgabe auferlegt, wie andern natürlichen und juristischen Personen auch; oder so, daß die Kirche von sich aus eine solche Abgabe als freiwillige Leistung auf sich nimmt.

Verstehe ich den ersten Anreger dieses Gedankens, einen Pseudonymus der „Christlichen Freiheit“, recht, so ist sein Wunsch der, die Kirche auf diesen zweiten Weg zu drängen. Er fragt: „Warum erklären sich die Kirchen nicht freiwillig bereit, so und so viele Millionen aus ihrem eignen Besitz zu geben?“ Er bedauert, daß „grade die Kirche als Vertreterin der sittlichen Kraft der Freiwilligkeit zum Opfer in diesem Augenblicke versagt und es Andern überläßt, freiwillige Opfer zu bringen.“ Wie weit man eine Vermögensabgabe, die das Gesetz den „Andern“ auferlegt, diesen Einzelnen als freiwilliges Opfer anrechnen darf, sei dahingestellt; sie kann, weil auf einem Beschluß der Volksvertretung beruhend, wohl als eine freie Tat der Nation, nicht aber der Einzelnen, angesehen werden. Als solche läßt sich höchstens die Leistung der Landesfürsten charakterisieren, zu der sich diese unter Verzicht auf die ihnen zustehende Steuerfreiheit aus eigner Initiative bereit erklärt haben.

Jedenfalls aber ist dieser Weg für die Kirchen ungangbar. Wir beschränken uns, um dies darzulegen, auf die evangelischen Kirchen, und zwar die des preußischen Staates. Die Verhältnisse liegen aber in allen evangelischen Landeskirchen des Reiches ähnlich, ja zum Teil noch ungünstiger, nämlich dort, wo das Kirchengut überhaupt nicht von dem Staatsgut geschieden ist; und auch von der katholischen Kirche gilt ziemlich das Gleiche. In den evangelischen Kirchen Preußens sind Vermögensträger einmal die Einzelgemeinden, sodann die Stadt- und Provinzialsynodalverbände, diese in bescheidenerem Maße, endlich die Landeskirche als Ganzes; daneben gibt es einige selbständige kirchliche Fonds, die Alterszulagenkasse, die Ruhegehaltskasse, den Pfarrwitwen- und Waisenfonds, alle drei für sämtliche Landeskirchen der Monarchie, und eine Reihe von Stiftungen und Vereinen mit Rechtspersönlichkeit. Die vermögensrechtliche Vertretung kommt den Selbstverwaltungsorganen der Gemeinden, den Behörden der Provinzialkirchen und Landeskirchen unter Mitwirkung der betreffenden Synoden oder besonders verfaßten Fonds- und Stiftungsvorständen zu. Alle diese Organe aber sind natürlich durch die Zweckbestimmung der von ihnen verwalteten Vermögen gebunden; sie sind nicht in der Lage, dem Vermögen irgendwelche Summen zu außerhalb dieser Bestimmung liegenden Zwecken, also zu Geschenken zu entnehmen. Sie können von diesem Vermögen ebensowenig dem Reiche zur Deckung der Kosten der Militärvorlage etwas anbieten wie gemeinnützigen, wissenschaftlichen oder künstlerischen Unternehmungen oder gar Privaten. Ein derartiger Beschluß würde rechtsungültig, die staatliche Aufsichtsbehörde verpflichtet sein, ihn für nichtig zu erklären und, wenn er bereits ausgeführt wäre, die dafür Verantwortlichen haftbar zu machen. Dieser Weg scheidet also vollständig aus. Man muß ja auch sagen, es wäre eine sehr bequeme Art, Patriotismus zu beweisen, wenn die Vertreter der bezeichneten Vermögen die ihnen zu bestimmten Zwecken anvertrauten und ihrer Verwaltung übergebenen Fonds antasteten; gleich wie wenn ein Vormund das ihm anvertraute Gut des Mündels zu Schenkungen für Kunst und Wissenschaft mißbrauchen und sich dadurch, unter Schonung seines eigenen Geldbeutels, den Ruhm der Freigiebigkeit erwerben wollte.

Es bliebe also nur der andre Weg: eine Bewegung unter der Bevölkerung hervorzurufen, die Regierung und Reichstag dahin drängte, das kirchliche Vermögen durch Gesetz einer solchen einmaligen Abgabe zu unterwerfen, wie das Gesetz sie den Besitzern von Privatvermögen und den Aktiengesellschaften und Kommanditgesellschaften auf Aktien aufzuerlegen beabsichtigt und jedenfalls auferlegen wird.

Aber gerade diese Parallele zeigt den Widersinn des Gedankens. Das Vermögen im Besitz der Privatpersonen und der genannten juristischen Personen ist Kapital, Mittel zu Erwerb und Gewinn. Das Vermögen der Kirchen und kirchlichen Körper aber dient grade diesem Zwecke nicht. Es dient ihm ebensowenig, wie die Fonds des Staates und der Städte, wie Universitäts-, Schul-, Museumsfonds usw., die aufgesammelt sind zur Erfüllung bestimmter Zwecke, um solche Zwecke von den mit der jeweiligen wirtschaftlichen Lage wechselnden Steuererträgen unabhängig zu machen, die Steuerzahler zu entlasten, und eine gewisse Gleichmäßigkeit der Steuerleistungen zu erhalten. Auch die bürgerlichen Gemeinden, die Kreise und Provinzen, der Staat in all seinen einzelnen Ressorts, die Bildungs- und Kunstanstalten, die Handels- und Landwirtschaftskammern, die Versicherungsanstalten, Konzert- und Turnvereine, Rennklubs, Logen, Vergnügungs- und Bildungsvereine sind Träger von Vermögen, und doch denkt Niemand daran, sie zum Wehrbeitrag heranzuziehen. Weshalb nicht? Weil die Gesamterträge dieser Vermögen zu Leistungen gebraucht werden, zu denen ihre Träger gesetzlich verpflichtet sind, oder die durch die Natur der Sache eine Einschränkung nicht vertragen. Wenn von diesen Vermögen der Wehrbeitrag gefordert würde, so würde die automatische Folge sein, daß die dadurch herbeigeführte Verminderung der Erträge — soweit die betreffenden Vermögensträger ein Steuerrecht besitzen — durch Erhöhung der Steuern ausgeglichen werden müßte.

Sehen wir uns die einzelnen kirchlichen Vermögensgegenstände näher an. Jene drei großen Fonds, die ich oben nannte, deren Bildung auf Staatsgesetz beruht, sind dazu da, den Geistlichen des Preußischen Staates Alterszulagen zur Erreichung eines Mindesteinkommens, Pensionen und Versorgung ihrer Relikten zu gewähren. Es sind nach gesetzlicher Vorschrift aufgesammelte Reservefonds, wie die der Versicherungsanstalten. Der Staat hat die evangelischen Gemeinden verpflichtet, die ihnen zunächst obliegenden Leistungen bei den drei Fonds gegen eine gleichmäßige Prämie zu versichern, wofür nun die Pflicht zur Gewährung der gleichfalls staatsgesetzlich festgelegten Sätze auf die Fonds übergegangen ist. Eine andere Verwendung ihrer Zinsen ist gesetzlich wie tatsächlich ausgeschlossen, da die Fonds noch längst nicht zureichen, die ihnen obliegenden Verpflichtungen lediglich aus Zinsertrag und Versicherungsbeiträgen zu decken und daher noch bedeutender Zuschüsse aus staatlichen Mitteln wie aus der Steuerkraft der Landeskirchen bedürfen. Einer dieser Fonds, der der Ruhegehaltskasse, ist noch so unzulänglich, daß bei der diesjährigen Sitzung seines Verwaltungsausschusses sehr ernst erwogen werden mußte, die aus Kirchensteuern aufzubringenden Zuschüsse der Landeskirchen zu erhöhen. Nur mit Rücksicht auf die allgemeine wirtschaftliche Lage und auf die Kosten der Militärvorlage und in Hoffnung auf ein Sinken der Ansprüche an den Fonds hat man davon abgesehen. Eine Besteuerung dieser Fonds würde aber mit zwingender Notwendigkeit, um die gesetzlichen Ansprüche der Geistlichen, Emeriten und Pfarrwitwen befriedigen zu können, eine Erhöhung der Kirchensteuer im ganzen Umkreis der evangelischen Bevölkerung zur Folge haben.

Es ist vielleicht gut, um Vorurteilen die Spitze abzubrechen, hierbei festzustellen, daß die Bezüge, die diese Fonds gewähren, immer noch außerordentlich bescheiden sind. Das Mindesteinkommen der Geistlichen beträgt nach 24 Dienstjahren 6000 Mk. (außer der Dienstwohnung), die Pension steigt bis auf $^3/_4$ des Gehaltes nach 40jähriger Dienstzeit; die Witwenpension steigt nach 40 Dienstjahren des verstorbenen Geistlichen auf 1800 Mk. Auf dies Mindesteinkommen und die entsprechenden Bezüge sind reichlich 80 % der Preußischen Pastoren angewiesen; in den andern deutschen Einzelstaaten sind die Sätze zum Teil erheblich geringer. Nur einzelne, meist großstädtische, Gemeinden gewähren ihren Pfarrern höhere Einkommen, aber nur in seltensten Fällen aus höheren Zinserträgen des Pfarrvermögens; vielmehr aus Umlagen oder freiwilligen Liebesgaben.

Ganz dasselbe, was wir eben ausführten, gilt von den übrigen Fonds, die unter der Verwaltung teils der Landeskirchen, teils der Provinzialkirchen stehen: Hilfsgeistlichenfonds, Stolgebührenfonds, Organistenfonds, Gesangbuchfonds usw. Alle diese Fonds dienen zur Deckung ganz bestimmter dringender Bedürfnisse, an denen schlechterdings nichts abzubrechen ist, und wer die Dinge kennt, weiß, daß die Erträge an allen Ecken und Enden unzureichend sind.

Das Vermögen der Einzelgemeinden setzt sich zusammen aus Immobilien und Kapital; von einzelnen Forderungsrechten und Ge-

bührenansprüchen kann ich absehen, ebenso von der Unterscheidung des Pfründen- und des sog. Fabrikvermögens. Uebrigens haben natürlich sehr viele Gemeinden kein Vermögen, sondern nur Schulden, zu deren Verzinsung und Abzahlung sie auf Kirchensteuer, Kollekten, Unterstützungen der kirchlichen Hilfsfonds und des Gustav Adolfvereins und dergleichen angewiesen sind. Die Immobilien bestehen in Kirchen, Pfarrhäusern, Gemeindehäusern, Pfarräckern, Friedhöfen.*) Aber abgesehen von den Pfarräckern, deren Ertrag zur Aufbringung der Pfarrgehälter, bezw. der oben genannten Versicherungsprämien dient, und den Friedhöfen, die in manchen Orten des Ostens noch im Besitz der Kirchgemeinden sind, ist das ein teurer Besitz. Man muß fast zweifeln, ob er ein Vermögen oder eine Unterhaltungslast darstellt. Ein Besitz, der keinerlei Gewinn abwirft, aber viel kostet. Von diesem „Vermögen" eine Abgabe zu fordern, wäre ebenso sinnvoll, wie die Städte aufzufordern, von den in ihrem Besitz befindlichen Rathäusern, Schulen, Schmuckplätzen und Straßengeländen den Wehrbeitrag zu leisten. Die Friedhöfe mögen hie und da einen Gewinn abwerfen — mehr und mehr drängt gesundes soziales Empfinden dahin, nicht mehr als die Selbstkosten herauszuwirtschaften, — aber auch wo ein Gewinn erzielt wird, dient er ausschließlich dazu, die Steuerlast der Gemeinden zu erleichtern.

Die Kapitalien im Besitz der Kirchgemeinden, wo solche vorhanden sind, zerfallen in eigentliches Kirchenvermögen, das zur Bestreitung der sachlichen Ausgaben dient, und in Pfründenvermögen, das zum Unterhalt der Kirchenbeamten oder wieder zur Deckung der oben genannten Versicherungsprämien bestimmt ist, endlich in Armenfonds, deren Erträge der Armenpflege dienen. Diese lasse ich bei Seite, da ihre Heranziehung von keinem Menschen mit gesundem Gefühl gefordert wird. Die Kosten der Wehrvorlage sollen doch nicht von den Armen und Aermsten, sondern von den Besitzenden aufgebracht werden. Was aber jene beiden andern Vermögensobjekte angeht, so ist auch da zu sagen, daß ihre Antastung überall da, wo die Erträge so wie so nicht zur Erfüllung der ihnen gesetzlich obliegenden Leistungen ausreichen, notwendig eine Erhöhung der Kirchensteuer zur Folge haben müßte. Dies ist aber in der ganz ungeheuren Mehrzahl der Kirchgemeinden der Fall. Nämlich überall da, wo überhaupt heute Kirchensteuer erhoben wird. Denn Kirchensteuer darf ja nur da erhoben werden, wo die Zinsen des vorhandenen Vermögens nicht ausreichen!

Wie viel Kirchgemeinden es im Preußischen Staate gibt, die in der glücklichen Lage sind, die ihnen obliegenden Leistungen — sachliche Unkosten, Gehälter, Abgaben an die landeskirchlichen und provinzialkirchlichen Fonds — ohne Inanspruchnahme der Steuerkraft ihrer Gemeindeglieder aufzubringen, kann ich nicht sagen, da es eine Statistik darüber nicht gibt. Es kann aber nur eine ganz geringe Zahl sein. Alle andern haben ja in Wahrheit gar kein verfügbares Vermögen. Sie würden vom Wehrbeitrag, selbst wenn die kirchlichen Vermögensträger generell herangezogen würden, schon nach § 10 des Regierungsentwurfs freibleiben, da der Kapitalwert der ihnen obliegenden Leistungen den Kapitalwert ihres Aktivvermögens weit übersteigt!

Ich weiß, daß es einige wenige Gemeinden gibt, die trotzdem noch in der Lage sind, ihr Kirchen- und Pfarrvermögen alljährlich durch Kapitalisierung überschießender Einnahmen zu vergrößern. Es ist hier nicht der Ort, auseinanderzusetzen, an welchen besonderen Verhältnissen das liegt. Uebrigens sind diese Gemeinden, die ein höheres Vermögen besitzen, als sie zur Erfüllung ihrer Aufgaben brauchen, längst durch eine scharf zu fassende kirchliche Vermögenssteuer zu Gunsten der landeskirchlichen Fonds erfaßt. Bei diesen wenigen Gemeinden würde die Heranziehung zum Wehrbeitrag lediglich die Folge einer Verlangsamung des Kapitalwachstums haben, also erträglich sein. Bei allen andern würde sie zur Erhöhung der Kirchensteuer führen müssen, d. h. die Kosten der empfohlenen patriotischen Geste würden abgewälzt werden auf die persönlichen Träger von Einkommen in den Kirchgemeinden — nur nicht bloß, wie es die Regierungsvorlage will, auf die Bezieher höherer Einkommen, sondern auf alle Kirchensteuerpflichtigen.

Bei näherem Ueberlegen also erweist sich der gemachte Vorschlag als schöner Schein, und der gegen die Kirchen erhobene Vorwurf als grundlos. Wenn er in kirchlichen Kreisen abgelehnt wird, so ist das kein Zeichen von mangelndem Patriotismus usw., sondern von pflichtmäßiger Schonung der ohnehin genug in Anspruch genommenen Steuerzahler.

Offenbar hat der Gedanke einer Heranziehung des Kirchenvermögens zum Wehrbeitrag Anklang gefunden, ich will nicht gerade sagen, wegen der in manchen liberalen Kreisen immer noch grassierenden Kirchenfeindschaft, der Alles willkommen ist, was den Kirchen Verlegenheit bereiten und übel ausgelegt werden könnte, aber doch unter der Suggestion von ungeheuren, zwecklos angehäuften Vermögen der Kirche.*) Diese Vorstellung ist falsch. Die evangelische Kirche in Deutschland ist fast durchweg arm, was ja am besten die Tatsache beweist, daß sie ohne Kirchensteuer und anhaltendes Sammeln und Kollektieren nicht bestehen könnte, und zum Teil geradezu auf unwürdige Einnahmequellen (Kirchstuhlmieten z. B.) angewiesen ist. Ohne Vermögensbestandteile, die durch ihre Festlegung dem Verkehr entzogen sind, kann keinerlei Gemeinwesen, Staat, Stadt, Sozietät, existieren. Den Vorteil, den die Volkswirtschaft davon nach einem Artikel der Frankf. Ztg. vom 7. Mai haben würde, „wenn solche Vermögensbestandteile flüssig gemacht**) und zum Wohle der Allgemeinheit verwendet würden" — als ob sie jetzt zu etwas Anderm dienten! — würde reichlich aufgewogen durch die unvermeidliche stärkere Heranziehung der Steuerzahler.

Es bedarf wohl nicht der Hinzufügung, daß es selbstverständlich nur zu begrüßen ist, wenn nach dem inzwischen von den Parteien mit der Regierung vereinbarten Kompromiß die persönlichen Gehälter der Kirchenbeamten, soweit sie ein bestimmtes Maß übersteigen, mit zum Wehrbeitrag herangezogen werden.

Erich Foerster

*) Nur der Besitz von Kirchen und Friedhöfen läßt sich als Besitz der „toten Hand" bezeichnen. Eine eigentliche „tote Hand" aber, d. h. einen Besitz an Grundstücken, die für alle Ewigkeit dem freien Güterverkehr entzogen sind, kennt evangelisches Kirchenrecht überhaupt nicht. Die evangelische Kirche entzieht die Grundstücke, auf denen Kirchen gebaut und Friedhöfe angelegt sind, nur solange dem Güterverkehr als der Zweck, d. h. das Bedürfnis der Lebenden dies erfordert. Der Bahnhof der Berliner Hochbahn am Potzdamer Platz steht auf dem Gelände eines früheren Friedhofs, über das Gelände der ehemaligen Peterskirche in Frankfurt saust heute die Trambahn. Evangelische Kirchen usw. sind dem freien Güterverkehr nicht anders entzogen, als Universitäten, Schulen, Museen, Börsen auch. Will man „tote Hand" im strengen Sinne kennen lernen, so muß man sich die jüdischen Friedhöfe ansehen, die längst geschlossen keinen Lebenden dienend, oft mitten in nähern Großstädten liegen, in der Tat Eigentum der Toten. Man sollte mit der Anwendung eines solchen Begriffs auf das Eigentum der evangelischen Kirche endlich aufhören, der nur dazu dient, den liberalen Spießbürger gruseln zu machen.

Regen

Sagt mir nichts auf den Regen. Es liegt an euch! Ja, in Gummischuhen ärgerlich über das Schwarzsauer der Straßen und Wege mit oder ohne Schirm unter ihm hindurchlaufen, oder übellaunig vom Fenster aus in sein Strömen hineinblicken — das ist nicht das Rechte. Aber wenn man sich ein wenig Mühe um ihn macht, wenn man z. B. so etwa im Mai in seiner Frische durch den Wald geht — da kommt man ihm schon näher. Natürlich unter dem Schirm hat man noch nicht die eigentliche Freude an ihm, den hält er mit Recht für einen aufgeblasenen Hohlkopf. Da sammeln sich denn jeden Augenblick oben in den Zweigen die Tropfen zu einem kleinen Troß zusammen und klatschen mit so starkem Knall auf das gespannte Dach, daß man erschreckt darunter zusammen fährt. Oder sie hängen sich an die Spitzen des Schirmes und benutzen jede Gelegenheit, einem in den Nacken zu schlüpfen, oder doch wenigstens die linke Schulter zu durchnässen. Kann es die linke nicht sein, ist es eben die rechte.

*) So schreibt auch der Pseudonymus der Christlichen Freiheit: „Der Besitz der evangelischen [und katholischen] Kirchengemeinschaften ist wahrhaftig ein erstaunlicher." Wirklich, wenn man die Gegenrechnung stellt, was dafür zu leisten ist?

**) D. h. auf gut deutsch: wenn die Kirchen abgebrochen und verkauft würden.

Aber dann findet man eine Tanne, eine alte, dicht verzweigte Riesentanne, unter der weiche, trockene Nadeln liegen. Da sitzt man bequem wie auf einem Daunenkissen, macht den Schirm zu und horcht. Wie das Wohlbehagen atmet rund um einen her! Wie es leise tröpfelt, flüstert, saugt, schlürft, schluckt und schnalzt vor lauter heimlicher Wonne! Wie da ein Tropfen den Grashalm herabrinnt und unten von den Wurzeln mit offenen Armen aufgenommen wird! Wie da einer von dem kahlen Ginsterbusch herabpurzelt, silberhell und rein, einem Stein direkt auf die blanke Nase, und dann zerstiebt zu lauter Licht und Klarheit. Wie die einzelnen Tropfen einen Augenblick an Nadeln, an welken Blättern hängen bleiben und leuchten wie Diamanten, ehe sie zur Erde fallen, und wie die Knospen unter den Tropfen schwellen und sich dehnen und recken! Ja, manche streifen gar ihre Hülse ab und strecken sich in die linde Luft hinein wie ein offener Kindermund: Komm, lieber Regen, mach mich groß und stark, daß ich ein Blatt werde an dem unendlichen Baum. Und immer weiter quirlt und rinnt es. Es ist, als ob man die Schöpferhand beim Werke sehe und ihrem rastlosen Tun zusehen könnte.

Wer diesem geheimnistiefen Weben fühllos bleibt und nicht anfängt mitzuschaffen und zu dichten, der müßte schon ein ganz sonderbarer Ausnahmemensch sein. Nicht Verse schreiben meine ich. Das bischen Reimen ist ja meist nur ein Stammeln dessen, was in einem Menschen wogt und gärt. Nein, wirklich dichten denke ich, so mit Herz und Seele, daß einem ganz selig zu Sinne wird, daß man winzig klein wird, und die Welt umher riesengroß, und daß man dem Schöpfer direkt in das weite, stille Auge sieht — so meine ich es.

Nach einer langen Weile voll unnennbaren Glückes merkt man dann, daß sich einem die Haare an die Stirne schmiegen, und Hut und Kleider eine Neigung ins Weiche bekommen. Dann steht man auf und sieht: Der Fleck, den man mit seinem Körper deckte, ist der einzig trockene rings umher. Aber man ist nicht ungehalten. Man lacht über die Schelme, die Regentropfen, die noch bis an das Haus mit einem laufen, bald hier, bald da aufleuchten und leise kichern und sprühen. Hat man sich dann umgezogen und ins trauliche Zimmer gesetzt, klopfen sie noch zierlich an das Fenster: Auf bald einmal wieder! rufen sie freundlich, und man lacht und hat den Regen wirklich liebgewonnen, den Leben atmenden, Leben weckenden Regen!

Wilhelmine Funke

Verschiedenes

Kleine Mitteilungen. Zu dem Aufsatz von Wobbermin sei noch auf sein eben erschienenes Werk „Die religionspsychologische Methode usw." verwiesen. (Leipzig, Hinrichs. 475 S. 10 Mk., gebunden 11,25.) Es geht wiederholt auf die Frage der Diesseitigkeit ein, z. B. S. 76 und 80. — Von den vielen Briefen, die zu dieser Sache eingegangen sind, werden wir einige besonders charakteristische zum Abdruck bringen. Nämlich solche, über deren Eignung dafür ich mit Herrn v. Zastrow einig geworden bin. Das verzögert sich aber vielleicht um drei bis vier Wochen, da Herr v. Zastrow im Augenblick die nötige Zeit dafür nicht erübrigen kann. Kein Schade insofern, als noch immer einschlägige Zuschriften eingehen. —

Während schweizer Theologen, wie unsre Leser wissen, der Sozialdemokratie mehr als vorurteilslos gegenüberstehn, nimmt bei uns der Abscheu kirchlicher Kreise vor der Sozialdemokratie geradezu groteske Formen an. Die Kreuzzeitung (oder wer sonst) hat entdeckt, daß der Berliner Stadtrat Berndt einst als Beigeordneter von Mainz „ein Kind des sozialdemokratischen Abgeordneten Adelung aus der Taufe gehoben habe." Statt sich zu freuen, daß ein sozialdemokratischer Abgeordneter sein Kind zur Taufe bringt, und daß eine bürgerliche Magistratsperson soviel menschlich-christliche Beziehung zu ihm pflegt, daß sie Pathenstelle bei seinem Kinde vertritt, macht sie Herrn Berndt bittere Vorwürfe wegen dieser Pathenschaft. Mit Christentum hat diese Art, alles aus der Feindschaft mit der Sozialdemokratie heraus zu beurteilen, überhaupt nichts mehr zu tun.

Wie das Pochen auf die Staatsgesinnung der privilegierten Stände schützt und zutrifft, hat der Fall des Obersten Redl in Wien von neuem gezeigt. Wir sind so stolz auf die Integrität unsres Offiziers- und Beamtenstandes (vgl. Rohrbachs Buch). Aber mit dem Verrat dieses deutsch-österreichischen Generalstabsoffiziers ist uns die Korruption schon recht nahe gerückt. Nicht vom Stolz, sondern von der Selbstzucht werden die privilegierten Schichten leben. Dieser Fall Redl sollte unvergessen bleiben. Er sollte den christlichen Staaten (ich meine die, die das Christentum ohne Unterlaß für sich in Anspruch nehmen) den Anstoß geben, durch aufrichtigen Verkehr ernstlich den Spionage-Unfug zu unterbinden. Ein Offizier, der im Auftrage des eignen Staates Spionage organisiert, muß in seinen Moralbegriffen ruiniert werden. Wenn er dann im Unrechttun einmal drinsteckt, warum soll er seine Seele nicht dem Teufel verkaufen, der ihm am meisten bietet? Alle Entrüstung über den Wiener Oberst hat keinen Wert, die sich nicht ernstlich gegen das Spionage-Unwesen der Staaten selber kehrt.

R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

2.—3. Oktober **Eisenach** Fürstenhof

Donnerstag 2. Oktober Abends 1/2 6 Uhr: **Welche Verpflichtung haben wir zur Politik?** Rade.

Freitag 3. Oktober Vormittags 10 Uhr: **Welche Grenzen der Lehrfreiheit müssen wir uns selbst setzen?** Mulert.

Altona. Montag den 23. Juni nachm. 4 pünktlich im Kaiserhof: Der Wunderglaube im Christentum. Pastor Thomsen in Sülfeld.

Versammlungskalender

23.—26.	Juni	Christliche Vereinigung deutscher Eisenbahner Darmstadt
24.—26.	„	Verein gegen Mißbrauch geistiger Getränke Hannover
7.—10.	Juli	Kursus des Keplerbundes Godesberg
8.—15.	„	Welt-Sonntagsschul-Kongreß Zürich
16.—22.	„	Weltkongreß für freies Christentum Paris
4.—16.	August	Ferienkurse Jena
4.—30.	„	Internationales Friedensseminar Kaiserslautern
11.—16.	„	Ferienkursus für staatsbürgerliche Erziehung Jena
20.—23.	„	Internationaler Friedenskongreß Haag
8.—11.	September	Deutscher Pfarrertag Dessau
14.—18.	„	Reformierter Bund Wesel
15.—17.	„	Allgemeiner Evang.-Protest. Missionsverein Braunschweig
15.—18.	„	Zweiter Dorfkirchenkursus Biedenkopf
15.—19.	„	Gustav-Adolf-Verein Kiel
25.—28.	„	Evangelischer Bund Görlitz
21.—26.	„	Kongreß für Innere Mission Hamburg
26. Sept. bis 1. Okt.		Instruktionskursus für Kindergottesdienst Bremen
2.— 3.	Oktober	Freunde der Christlichen Welt Eisenach
4.— 6.	„	Verband für internationale Verständigung Nürnberg
6.— 7.	„	Pastoral-theologische Konferenz für Westfalen Unna
6.— 8.	„	Ferienkursus Malente-Gremsmühlen
6.— 8.	„	Ferienkursus Bad Langenschwalbach

Chronik der Christlichen Welt
J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 24. Die schwedische Kirche — Schleswig-Holstein 1912 (Fortsetzung) — Kirchliches aus dem preußischen Landtag (Schluß) — Verschiedenes: Zur Konfessionsstatistik in Deutschland; Der unvereidigte Rekrut; Wie im Fall Kraatz zu entscheiden war; 5. allgemeine studentische Missionskonferenz; Evang.-theol. Fakultät zu Wien; Modern-positive Sezession?

Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft
Evangelischer Verlag Heidelberg

Heft 5. Islam und Islam-Mission. Von Missionsinspektor Lic. Witte, Berlin — Aus der Mission der Gegenwart. Von Lic. H. Witte — Bücherbesprechungen — Aus Zeitschriften und Jahresberichten — Mitteilungen

Für meine 17 jährige Tochter suche ich **Pension** in einem protestantischen Pfarrhause der französischen Schweiz. Eventuell gegen Austausch.
Prof. D. Staerk, Jena

Venedig Christl. Hospiz. Campo S. Angelo Pension 5—6 Lire.

Blunck & v. Boehn's Privat-Handelsschule CASSEL Prospekt

Nordseebad Hooksiel i. O.
Angenehmer, ruhiger Aufenthalt. Stärkende ozonreiche Seeluft. Großer, schattiger Garten; schöne neu eingerichtete Zimmer. Anerkannt gute Verpflegung. Voller Pensionspreis 3,50 bis 4 Mk. Trinkgelder abgelöst. Prospekt frei.
Erholungsheim Süßmann.

Gesuche um das am 1. Oktober 1913 zu besetzende

Diakonat

an der hiesigen Stadtkirche (II. Gehaltsklasse) erbittet unter Beifügung der nötigen Zeugnisse bis den 7. Juli 1913 der **Stadtrat** zu **Adorf i. V.**

Die **evangelische Pfarrgemeinde A. B.** in **Wien** hat beschlossen, sobald wie möglich

zwei Personal-Vikarstellen

zu errichten. Bewerber um diese Stellen, welche mit einem Gehalte von je 2400 K. und 600 Wohnungsgeld verbunden sind, werden eingeladen, ihre gehörig belegten Gesuche bis 1. September 1913 zu richten an

Das Presbyterium der evangelischen Pfarrgemeinde A. B. in Wien I,
Dorotheergasse 18

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W. 35

Soeben erschienen:

Koppelmann, Lic. **Dr. W.,** Prof., Doz. a. d. Universität in Münster, **Untersuchungen zur Logik der Gegenwart. 1. Teil: Lehre vom Denken und Erkennen.** Gr.-8°. VIII, 278 Seiten.
Mk. 6.50, geb. Mk. 7.50

Matthes, H. Lic., Professor, Oberlehrer, **Erklärung des II. Artikels** auf biblisch-geschichtlicher Grundlage. Gr.-8°. X, 114 Seiten. (Hilfsmittel zum evang. Religionsunterricht Heft 27.) Mk. 2.40

Jung, A., Pfarrer, **Der Religionsunterricht in der Volksschule mit besonderer Berücksichtigung des Neuen Testaments** nebst einigen schulpolitischen Desiderien. Gr.-8°. 57 Seiten. Mk. 1.20

Deutsch, M. Ph., Prof., **Bibelkunde des Neuen Testaments.** (E. Meinke's Hilfsbuch für den evang. Religionsunterricht in Lehrerbildungsanstalten. Neu bearb. von Sem.-Dir. H. Badenhop und Prof. M. Ph. Deutsch. III. Teil. **Siebente,** vollst. neubearb. Aufl.) Mit 2 Karten. Gr. 8°. VIII, 148 S. Geb. Mk. 1.90.

Die Bibelkunde des Neuen Testaments des bewährten und in Lehrerbildungsanstalten vielfach eingeführten Meinkeschen Hilfsbuches erscheint hier in vollständig neuer Bearbeitung. Der Verfasser war darauf bedacht, den dargebotenen Stoff stärker als bisher den amtlichen Lehrplänen anzupassen.

Theologischer Ferienkursus

Langenschwalbach (Nassau) **6.– 8. Oktober 1913**

Vorlesungen: Prof. Bousset-Göttingen: „Das Christentum und der religiöse Synkretismus." — Prof. Niebergall-Heidelberg: „Die moderne Theologie in Predigt und Konfirmationsunterricht."

Abend-Vorträge: Pfarrer Küster-Höchst: „Pfarrer und Volksbildung." Pfarrer Philippi-Wiesbaden: „Der Pfarrer in der neueren Literatur."

Sonntag, 5. Oktober: Begrüßungsabend.

Das Leben ist gemeinsam. Pension 6 Mk., bei mehr als 30 Teilnehmern 5,50 Mk. Kursuskosten 6 Mk. Unterkunft durch die Leitung. Auskunft erteilt **Pfarrer Rumpf-Langenschwalbach.** Baldige vorläufige Anmeldung an ihn erbeten.

Pfarrer **Lieber**-Wiesbaden
Pfarrer **Beckmann**-Wiesbaden
Pfarrer **Rumpf**-Langenschwalbach

Jugendheim Charlottenburg

Goethestr 22.

Sprengelsche Frauenschule
Allgemeine Frauenschule

Sozialpädagogisches Seminar
Ausbildung von Hortleiterinnen und Schulpflegerinnen

Praktische und theoretische Kurse * Pension im Hause

Anmeldungen und Prospekte bei Fräulein **Anna von Gierke, Charlottenburg,** Goethestr. 22

Deutschland unter den Weltvölkern

von Paul Rohrbach — Kart. 4,50 Mk., geb. 5,50 Mk.

Inhalt: Die Aenderungen der materiellen Daseinsbedingungen. — Deutschland seit der Reichsgründung. — Die Faktoren der äußeren Politik bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts. — Die russische Krisis. — Die englische Weltmacht, Frankreich, Italien und das westliche Mittelmeer. — Oesterreich-Ungarn, der Balkan und das osmanische Reich. — Amerika und der ferne Osten. — Wege und Ziele. — Die politischen Krisengebiete Europas.

In knappen Umrissen versteht es Rohrbach, uns ein Bild von der Wirtschaftsmacht und Entwicklung der einzelnen Völker zu geben, und indem er die geschichtlichen und politischen Zusammenhänge der vergangenen Jahrzehnte und Jahrhunderte aneinanderreiht, schließt er das Verständnis für die historische und wirtschaftliche Grundlage der internationalen Gruppierungen auf. Anschaulich und temperamentvoll, ohne engen Nationalismus, aber doch getragen von vaterländischem Machtwillen zeichnet Rohrbach die Stelle, die Deutschland in der internationalen Kräfteverteilung einnimmt.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe"), G. m. b. H.
Berlin-Schöneberg

PIANOS HARMONIUMS

Hoher Rabatt. Kleine Raten. Freie Probelieferung. Pianos und Harmoniums zu vermieten. Die Firma, 1851 gegr., eine der größten Deutschlands, bietet alle Vorteile. Katalog M 6 gratis.

Wilh. Rudolph, Hofl., **Giessen,** Obweg 153.

Jede Art Privatdrucke

liefert in gediegener Ausführung, prompt u. zu mäßigem Preise

Druckerei Heinr. Bauer, Marburg a. L.

NEUIGKEITEN

aus dem Verlag von

J. C. B. MOHR (Paul Siebeck) und der H. LAUPP'schen Buchhandlung

in Tübingen

Die Religion in Geschichte und Gegenwart

Handwörterbuch in gemeinverständlicher Darstellung

Unter Mitwirkung von

Hermann Gunkel und **Otto Scheel**

herausgegeben von

Friedrich Michael Schiele und **Leopold Zscharnack**

5 Bände. Lexikon-Oktav

Band I: A—Deutschland. XVI. 2128 Spalten. Mit 39 Abbildungen und 6 Tafeln. Subskriptionspreis Mk. 23.—, in Halbfranz gebunden Mk. 26.—.

Band II: Deutschmann—Hessen. XII. 2194 Spalten. Mit 4 Abbildungen und 6 Tafeln. Subskriptionspreis Mk. 23.—, in Halbfranz gebunden Mk. 26.—.

Band III: Hesshus—Lytton. XII. 2448 Spalten. Mit 20 Abbildungen und 11 Tafeln. Subskriptionspreis Mk. 27.—, in Halbfranz gebunden Mk. 30.—.

Band IV: Maassen—Rogge. VIII. 2368 Spalten. Mit 5 Abbildungen und 2 Tafeln. Subskriptionspreis Mk. 25.—, in Halbfranz gebunden Mk. 28.—.

Band IV wird Ende Juni mit einer sechsfachen Lieferung **vollständig.**

Band V soll noch **vor Weihnachten** dieses Jahres **vollständig** werden und kostet in der Subskription Mk. 22.—, in Halbfranz gebunden Mk. 25.—.

Der **Subskriptionspreis** von Mk. 120.— für das komplette broschierte Exemplar, Mk. 135.— für das in 5 Halbfranzbände gebundene Exemplar **erlischt am 31. Dezember 1913.** Vom 1. Januar 1914 an tritt ein **erhöhter Ladenpreis** von cca. Mk. 130.— für das broschierte und cca. Mk. 150.— für das gebundene Exemplar in Kraft.

Bleyle's Knaben-Anzüge

aus besten, reinwollenen elastisch-porösen Stoffen sind **gesundheitlich von höchstem Wert.**

Ausserordentlich haltbar daher billig!

Vorzüglicher Sitz! Elegante Formen!

Bleyle's Knaben-Anzüge

Kataloge von allen Verkaufstellen gratis!

Nächstgelegene Verkaufstelle zu erfragen durch die Fabrik

WILH. BLEYLE, Stuttgart.

Seite 18 des Kataloges wird besonderer Beachtung empfohlen.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.